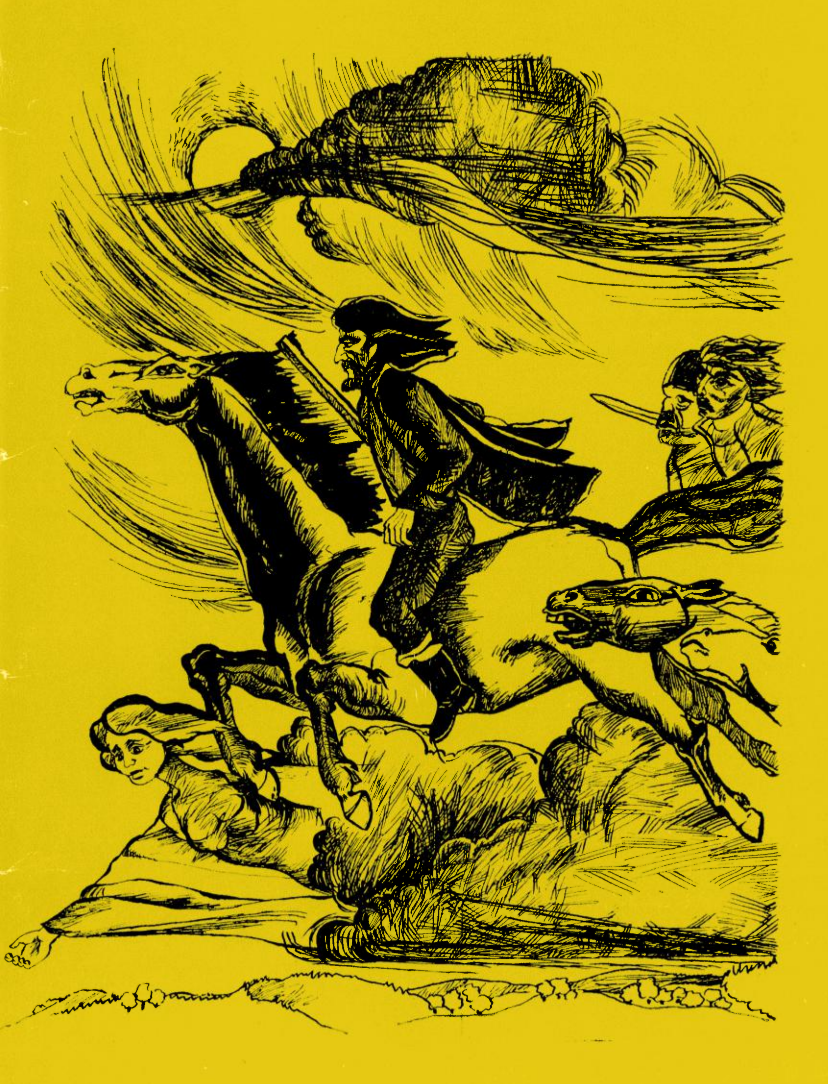
Thüringer Sagen

AUS DER UMGEBUNG MÜHLHAUSENS „VOM WILDEN JÄGER“



Bezirkskabinett
für
Kulturarbeit
Erfurt
Thüringer
Folklorezentrum

Herausgeber:
Bezirkskabinett für Kulturarbeit Erfurt
Thüringer Folklorezentrum
5060 Erfurt
Karl-Marx-Allee 22

Illustrationen:
Johannes Martin Thiele

Satz und Druck:
Druckerei Fortschritt Erfurt, BT III

DDR 2,10 M

V/4/59 R 55/83 33277

Vom wilden Jäger

SAGEN
AUS DEM GEBIET
MÜHLHAUSEN

Ausgewählt und bearbeitet von der Arbeitsgemeinschaft
„Louis Fürnberg"
beim Kulturbund der DDR Mühlhausen

Inhaltsverzeichnis

ANSTELLE EINES VORWORTES

Die Sage, als Teil unserer deutschen Volksdichtung, ist unseren Vorfahren über viele Jahrhunderte hindurch ein Element schöpferischer Auseinandersetzung mit den ihn gegebenen Lebensverhältnissen gewesen. Von daher gibt sie einen guten Einblick in die früheren Denk- und Empfindungsweisen der Menschen, vor allem in der Zeit des Feudalismus, als geistige und körperliche Unterdrückung das Volk ins Analphabetentum zwang.

Wie das Märchen liebt die Sage das Wunderbare und Übernatürliche; zahlreiche Beweise zeigen aber auch, daß sie darauf verzichten kann. „Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer", so unterscheiden die Gebrüder Grimm beide Dichtungsarten. Ernster ist die Sage, nur wenig heitere lassen sich finden. Das erfuhr unsere Arbeitsgemeinschaft, als sie das Kapitel „Unernstes aus alten Zeiten" zusammenstellte. „Flarchheimer Verdienste" und „Wie die Ammerschen zu ihren Spitznamen kamen" muß man daher eher als Geschichten denn als Sagen bezeichnen.

Wie das Wort *sage* bereits ausdrückt, wurde das zu Erzählende ausschließlich mündlich weitergegeben. Schließlich waren es Jacob und Wilhelm Grimm, die als erste eine fundierte Aufzeichnung von überlieferten Volkserzählungen unternahmen, die sie 1816/18 in ihrer berühmt gewordenen Sammlung „Deutsche Sagen" herausgaben. Ein großes Verdienst beider Männer.

Daß sich bald darauf zahlreiche weitere Forscher der Pioniertat anschlossen und sich an der Fülle von Volksüberlieferungen begeisterten, lag nicht zuletzt an den politischen Zuständen der Zeit. Während des Vormärz sah mancher progressiver bürgerlicher Forscher (Firmenich; Müllenhoff) einen wertvollen Sinn in dieser Arbeit, selbst Männer wie Adalbert Kuhn und Wilhelm Schwarz, die 1848 die ersten „Norddeutschen Sagen" herausbrachten und die einen mythologischen Standpunkt vertraten, wandten diesem Genre unter dem Eindruck des Kampfes um die nationale Einigung ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu.

Damals sammelte man allerorts Sagen in Deutschland und zeichnete sie auf, so auch in Thüringen, wo in Sondershausen 1841 in einer vierbändigen Ausgabe eine Anzahl Mühlhäuser Sagen erstmals Veröffentlichung fanden.

Nach dem Sieg der Restauration verflachte dann die Sammelleidenschaft wieder, es kam zu auswuchernden Sagenerzählungen, die viel von der Prägnanz dieser Volksdichtung nahmen und Wesentliches davon verdeckte. Zu Beispielen dieser Art zählen wir „Die Brauthecke bei Bickenriede“ und den „Schampanjesmann“ unseres Gebietes, wie sie Wüstefeld verfaßte.

In der Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts mehrten sich tendenziöse Richtungen zuungunsten allem historisch-oppositionellen Sagengutes. Im Zuge sentimentaler Heimattümelei und falsch verstandenem Nationalismus wurde noch stärker die mythologische Sage gepflegt. Hatte zuvor Ludwig Bechstein trotz seiner nicht abzusprechenden Verdienste um das Sagensammeln in den von ihm editierten Texten eine reaktionäre Haltung vertreten und gehässig alles Oppositionelle kommentiert (Bauernkrieg, Thomas Münzer, Heinrich Pfeiffer), kam es im Laufe des 20. Jahrhunderts in Deutschland in immer stärkerem Maße zu einer Blut- und Boden Folkloristik, in der einseitig Götter- und Heldensagen hervorgehoben wurden. So wundert es nicht, daß in der Zeit des Faschismus ein unabhängiges Forschen kaum noch möglich war.

Heute ist in der Deutschen Demokratischen Republik der Sagenforschung wieder breiter Raum eingeräumt. Die Sage, als Teil unseres kulturellen Erbes, erfährt die entsprechende Pflege.

Manfred Thiele
Leiter der Arbeitsgemeinschaft „Louis Fürnberg“

VOM WILDEN JÄGER

Bekannt wie kaum eine deutsche Sagengestalt ist der wilde Jäger. Wenn der Sturmwind im Herbst über die Wälder braust, hetzt er mit seinen Begleitern hinter einer Schar hechelnder Hunde durch die Lüfte. Elbel heißt man ihn im Hainich und wehe, ein Wanderer trifft auf ihn spät in der Nacht und kann sein Gesicht nicht rechtzeitig vor ihm verbergen. Unweigerlich trifft ihn des Elbels Kugel oder er wird von den Hufen der Pferde zerschmettert. Ist aber der Elbel bei Laune, kann es passieren, daß er dem erschreckten Mann ein Stück Fleisch von seiner Beute zuwirft und ihn ziehen läßt.
Einst war es Wotan, der oberste Götterfürst der Germanen, der das „wuotige hêr“ anführte. Mit Geschrei und Peitschengeknall riß er mit sich fort oder tötete, was sich ihm in den Weg stellte.
Manchmal erschien er im Gefolge von Kriegsvolk mit Trommeln und Trompeten auf feurigen Rossen und mit flammenden Waffen; dann stand Krieg bevor und die Menschen verfielen in Angst und Schrecken.
Noch schlimmer aber ward der Zug zu christlicher Zeit. Ketzer kamen dazu, Hexen und Zauberer; all die Ungetauften, die nirgends Ruhe fanden.
Diese Art Sagen reichen weit bis ins germanische Altertum zurück. Sie beruhen auf der Vorstellung unserer Vorfahren, daß die Seelen der Verstorbenen in der Luft einherziehen. In Thüringen war es Frau Holle, die dem wüsten Zug vorwegjagte, in der Lausitz Pan Dietrich (Dietrich von Bern) und in der Mark Brandenburg der alte Sparr aus der Zeit des Kurfürsten Friedrich Wilhelm. Je nach Landschaft und Tradition fanden die Menschen unterschiedliche Namen für die Verursacher von Wind und Wetter; denn woher hätte schon die Kraft für einen Sturmwind kommen können, wenn nicht von den Göttern und Helden, die man hoch verehrte.

Vom Elbel und dem Hölzerkopf

Einst lebte in Mihla ein Herr von Harstall, der hatte einen Leibjäger namens Hölzerkopf in Dienst genommen. Oft ging der Hölzerkopf in die Wälder seines Herren, jagte dort, doch traf sein Schuß das Wild nicht immer sogleich beim ersten Mal. So wünschte er sich manchmal, wie der Elbel zu sein, dem nie eine Kugel danebenging.

Einmal war Hölzerkopf noch spät abends im Hainichwald unterwegs. Es dunkelte schon, Sturm kam auf. Heulend pfiff der Wind durchs Geäst, am Himmel jagten gespenstische Wolken dahin. Plötzlich vernahm Hölzerkopf das Schnaufen von Hunden. Schnell duckte er sich unter ein Tannengestrüpp, gespannt, was weiter geschah. Da sah er eine wunderschöne Jungfrau voll Todesangst vorübereilen. Hinter ihr her aber hetzte der Elbel mit seiner tollwütigen Meute, lärmend und tobend, daß der Wald widerhallte.
Das Mädchen aber war so schön, daß Hölzerkopf sie am liebsten für sich gehabt hätte. Nichts sehnlicheres wünschte er sich zum Augenblick, als selbst der Elbel zu sein.
Immer näher kam die Geisterschar an das Mädchen heran, als sie ein Steinkreuz am Wege sah, an das sie sich in ihrer Not klammerte. Da hatte der Elbel keine Macht mehr über sie. Heulend tobte die wilde Jagd davon und die Funken stoben unter den Hufen der Pferde wie Blitze hervor.
Als Hölzerkopf bald danach aufs Geratewohl seine Büchse abschoß, brach ein angeschossener Rehbock durchs Dickicht und stürzte ihm direkt vor die Füße. Dort verendete er und von da an traf jeder Schuß, den er tat, ein jagdbares Wild. Hölzerkopfs Wunsch war in Erfüllung gegangen. Der Elbel hatte ihn in seine Dienste genommen.
So sprach man bald von seinem Schußglück in den Dörfern, und eines Tages, als er mit seinem Herrn zur Jagd zog, wollte er es auch ihm beweisen. Er setzte sich nieder und begann zu frühstücken, während der Herr von Harstall weiter wollte und unwillig fragte, was das heißen solle.
„Nur keine Übereilung, gnädiger Herr!" sprach Hölzerkopf, „wir wollen die Hunde loslassen und dann sehen wir weiter". Tat's, ließ die Hunde los, nahm noch einen Schluck aus der Flasche, dann spannte er den Hahn und schoß ins Blaue. Alsbald sprang ein prächtiger Edelhirsch todwund aus dem Wald und Hölzerkopf reichte seinem Brotgeber das Weidmesser und sprach, wobei er auf das Tier wies: „Wenn's beliebt, geben sie ihm den Genickfang, gnädiger Herr!"
„Ha, steht's so mit dir?" rief der von Harstall und warf den dargebotenen Hirschfänger weit von sich. „Wer's mit dem Teufel hält, hat bei mir nichts mehr zu suchen! Macht, daß ihr fortkommt und laßt euch nie wieder blicken!"
„Das will ich gern tun", antwortete trotzig der Hölzerkopf, setzte seinen Hut auf, warf die Büchse über und ging ohne Gruß und Dank davon. Seitdem ist dieser Jäger nie anders als im Gefolge des Elbels erschienen, und oft hat man ihn bei diesem abends auf dem Anstand der Teufelskanzel stehen sehen.

TEUFEL UND TEUFELSSPUK

Unwissenheit und Aberglaube, aber auch die Lehre des Christentums haben in dem Teufel eine Gestalt geschaffen, die im mittelalterlichen Leben eine verhängnisvolle Rolle spielte. Wegen ihm, dem listenreichen Dämonen, wurden Prozesse geführt, Menschen gefoltert und hingerichtet. Ständig sein Äußeres verändernd, war er nur schwer erkennbar. Einmal trat er als Jäger auf, dann wieder als Müller oder Schmied. Gerne zeigte er sich auch als Hund, Katze oder Ziegenbock, ganz so, wie es die jeweilige Situation von ihm verlangte. Die Menschen aber waren voller Angst vor ihm. Sobald die Rede auf ihn kam, bekreuzigte man sich; wie leicht konnte man von ihm verführt werden. Man brauchte nur einen winzigen Fehltritt zu tun, schon brach er einem das Genick und fuhr mit der Seele in die Hölle, wo sie bis zum Jüngsten Tag im Feuer schmoren mußte.

Natürlich besaß man eine genaue Vorstellung vom ‚tatsächlichen' Aussehen des Bösen. Er war schwarz und behaart und mit Bocks- oder Pferdefüßen ausgestattet. Er besaß Krallen, Hörner und trug einen Kuhschwanz. Sein Gesicht war ausgesprochen häßlich, nicht zu verkennen durch eine lange Habichtsnase. Beim Gehen hinkte er und wenn er verschwand, verbreitete sich ein greulicher Gestank. Für alles, was sich in der Natur an merkwürdigen Formen zeigte, machte man ihn verantwortlich, so sprach man von Teufelsfelsen, Teufelsschluchten und dergleichen.

Goethe, der ihn als wichtigste Gegenfigur in seiner Fausttragödie vorstellt, verhalf ihn nicht als erster zu einem Platz in der Literatur. Lange vorher schon war der Teufel als grausamer, wenn auch dummer und einfältiger Pinsel ins Märchen eingezogen und hatte sich auch in der Volkssage breit gemacht, auch in der Mühlhäuser „Zuleitung zur Breitsülze". Dort hat er sogar seinen klassischen Auftritt. Er verhilft dem eingekerkerten Mönch aus seiner Todesnot in die Freiheit und erkauft sich dafür dessen Seele. In dieser Zeit tiefsten Aberglaubens spielte auch die Teufelsbeschwörung eine große Rolle. Mittels Zaubersprüchen meinte man Geister herbeirufen zu können und dadurch Macht über Natur und Menschen zu erlangen. So war der Glaube an die Zauberwirkung eines sechsten und siebenten Buches Moses weithin verbreitet. Sogar bis in dieses Jahrhundert hinein besaß es für manche Bauern eine erstaunliche Bedeutung. Man richtete sich nach den darin angeführten Regeln für Aussaat und anderer bäuerlicher Handlungen.

Teufel und Pastor

Einst lebte in Großengottern ein Pastor, der hatte bis spät in die Nacht hinein an seiner Predigt gearbeitet und wollte gerade zu Bett gehen, als der Teufel plötzlich in sein Zimmer fuhr und sich auf den Tisch niederhockte. Erbost darüber ging der Pastor auf ihn los und fragte, was er wolle.
„Wie ich sehe, seid ihr um euere Seelen bemüht", höhnte der Teufel. „Laßt's sein, lieber Freund. Nützt euere Zeit besser. Das ist vergeblich."
„Nichts ist vergeblich", wetterte da der Pastor und wollte den Ungebetenen hinauswerfen. Der aber stritt mit ihm weiter und meinte schließlich: „Wenn ihr so fest an euere Seelen glaubt, nun gut, laßt uns wetten!" Er schlug vor, der Pastor solle solange nach seinem Tode keinen Frieden finden, bis ihm ein sündenfreier Mensch aus der Gemeinde begegne. „Kann euch nur einer schuldlos ins Auge schauen, nun, so bin ich gerne bereit, hundert Jahre lang keinen Gotterschen in die Hölle zu holen. – Na, wie ist's?" „Gut, ich bin einverstanden!" rief der Pastor nach kurzer Überlegung. Diesen Dienst, so meinte er, konnte er seiner Gemeinde getrost erweisen.
„Doch jetzt macht euch fort", beendete er das Gespräch und legte sich schlafen, während der Teufel verschwand.
Da nun die Zeit kam und der Pastor starb, stellte er sich am Eingang zum Friedhof auf, wo die alten Weiber frühmorgens ihr Ziegenfutter holten. Und er dachte bei sich: „Meine treuen Betschwestern werden mich schon nicht enttäuschen". So wartete er, bis die erste kam. Doch als sie ihn wahrnahm, fing sie sogleich laut an zu schreien und lief eilig davon. Nicht anders verlief es mit der nächsten und übernächsten. Kaum, daß die Frauen ihn gesehen hatten, verdrehten sie die Augen, schrieen los und machten, daß sie weiterkamen. Im Dorf aber sprach sich herum, der Pastor spuke auf dem Friedhof und wolle die Gotterschen für ihre Sünden bestrafen. Alsbald mied jeder die Stelle und der Pastor merkte nun, daß ihn der Teufel geleimt hatte. Doch versuchte er weiterhin sein Glück, er hockte sich auf die Drahtkörbe der alten Frauen, sobald sie dem Friedhof zu nahe kamen. Eine würde ihn schon noch erlösen, hoffte er. Aber es war alles umsonst. Sie liefen ihm eins ums andere Mal davon. So spukte er weiter und wird's auch in hundert Jahren noch tun.

Der Teufel in der Sakristei

Einst hatte sich der Teufel in die Sakristei der Großengotterschen Kirche eingenistet, als eine junge Frau zur Beichte kam und ihn dort sitzen sah. Laut schreiend lief sie durchs Dorf und erzählte jedem, was sie gesehen

hatte. Vom Augenblick an ging niemand mehr zum Gottesdienst in die Kirche. Was der Teufel aber dort wollte und suchte, keiner konnte sich's erklären. Als nun die Zeit verging und der Teufel sich nicht entfernte, wußte der Pastor sich nicht anders zu helfen, als die Sakristei abreißen zu lassen und an anderer Stelle wieder aufzubauen. Siehe da! Kaum fiel der erste Hammerschlag beim Bau der neuen Sakristei, stob der Teufel davon und ward nie mehr gesehen.

Die behexte Kuh

Einmal hat der Teufel zwei Sollstedter Frauen genasführt und das kam so. Die zwei Frauen weilten zu Besuch in Eigenrode und als sie aufbrachen, war es schon recht spät geworden. Der Weg wurde beiden aber nicht lang; denn sie hatten sich allerlei zu erzählen.
Wie sie nun so dahin schritten und schon kurz vor Eigenrode waren, bemerkten sie eine Kuh, die neben ihnen herlief. Das Tier erschien ihnen nicht geheuer; es war wie aus dem Erdboden gestiegen. Endlich faßte sich eine der Frauen ein Herz. Wer weiß, dachte sie, woher das Tier stammt; Platz dafür hätte ich allemal noch im Stall. So packte sie die Kuh beim Horn und rief: „Na komm, Liese, komm!"
Kaum aber hatte sie das gesagt, tat es einen lauten Knall und die Kuh verschwand. Da liefen die Frauen entsetzt ins Dorf und wußten sich lange Zeit nicht zu fassen.

Der Teufel auf dem Blobach

Man weiß nicht mehr in welchem Jahr es war, aber einmal hatte ein Sollstedter Weber in Mühlhausen etwas zu erledigen. Er machte sich daher beizeiten auf den Weg, um bis zum Abend wieder daheim zu sein.
Als er alle seine Geschäfte besorgt hatte, kam er auf den Blobach, wo zwei Frauen beisammen standen und miteinander schwatzten. Da hörte er, wie die eine in einem fort rief: „Das ist mir im ganzen Leben noch nicht vorgekommen!" Neugierig geworden, wollte er mehr davon hören und trat näher. Indem kam ein Herr mit rotem Mantel heranspaziert, machte einen Kratzfuß und redete artig auf die Frauen ein. Er fragte die eine, ob er nicht haben könnte, was ihr zu Hause das Liebste sei.
„Aber nein!" rief sie ganz erschrocken. Doch bat er so hartnäckig, daß sie schließlich doch mit ihm ging. Wie er sich aber ganz eigenartig bewegte und sich sein Mantel ein wenig lüftete, sah sie einen Pferdefuß bei ihm und rief augenblicklich: „Ach, Herr *Jesus*, wie kann ich mit solch einem feinen Herrn gehen!"


Wh.

Da fauchte es plötzlich und der Fremde verschwand. Was der einen Frau aber in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen war, das hat der Sollstedter Weber nie erfahren.

Sollstedter Teufelsspuk

Der Teufel hat sich wiederholt in der Sollstedter Gegend herumgetrieben. Es war spät nachmittags, und um den Weg abzukürzen und möglichst schnell nach Hause zu kommen, lief eine Frau durch den Wald. Da kam der Böse in Gestalt eines Rindes auf sie zu. Er blähte sich vor ihr auf und wurde immer größer und breiter, daß ihm schier die Augen aus den Höhlen traten. Zuletzt fing er noch an zu fauchen.
Da war der Frau klar, mit wem sie es zu tun hatte. Rasch schlug sie drei Kreuze und sprach: „Bist du von Gott, so komm mit mir, bist du aber vom Teufel, so scher dich zu ihm!"
Indem sie aber das Wort Teufel gesagt hatte, gab es einen mächtigen Knall und der Spuk verschwand, so schnell, wie er gekommen war.

Das Zauberbuch

Im Dorfe Kaisershagen wohnte einst ein Mann, der besaß das siebente Buch Moses. Darin waren die Seiten schwarz und die Schrift weiß.
Einmal hatte der Mann einen Sollstedter Holzhauer zu sich eingeladen, den er von der Arbeit her kannte. Es war sonntags und der Kaisershagener war noch im Stall beim Füttern. So bat seine Frau den Gast, doch in die Stube zu treten und ein Weilchen zu warten, bis ihr Mann fertig sei mit seiner Arbeit.
Wie ihm die Frau geheißen hatte, tat der Mann und nahm in der Stube Platz. Mit der Zeit begann er sich zu langweilen und als er sich umsah, entdeckte er ein Buch in der Nähe. Er nahm es und fing darin zu lesen an. Er hatte aber noch gar nicht richtig damit begonnen, als ein Rabe ins Zimmer flog und sich bei ihm niederließ. Er las weiter, und bei jeder neuen Zeile, die er begann, erschien ein weiterer Rabe. Bald füllte sich das Zimmer mit lauter Raben, Krähen und Elstern. Ganze Scharen kamen angeflogen, bis endlich der Hausherr eintrat und erschrocken rief: „Was hast du nur angerichtet! Hör sofort auf damit! Lies rückwärts, sonst ergeht es uns schlecht!"
Der Sollstedter hörte auf ihn, und so, wie er Zeile für Zeile zurücklas, verschwand ein Tier nach dem anderen, bis alle wieder gebannt waren. Schnell nahm der Hausherr das Buch an sich und versteckte es an einen sicheren Ort, um keinen Unbefugten nochmals Gelegenheit zu geben, damit Unfug zu treiben.

Von der gläsernen Sau

An einem sternklaren Dezemberabend schritt einmal ein Mann von Dachrieden her auf Horsmar zu. Wie ihn nun der Weg durchs Unstruttal aufwärts führt, hörte er mit einmal ein Klirren und Grunzen. Das kam immer näher. Etwas Großes huschte unter einem Rotdornbusch dahin, gefolgt von kleinen gespensterhaften Gestalten. Die Erscheinungen glänzten hell im Mondschein. Da erkannte der Mann, der vor Schreck wie angewurzelt stehen geblieben war, eine Muttersau mit zwölf Ferkeln. Aber alle waren aus Glas. So schnell der Spuk gekommen war, verschwand er auch wieder. Zuhause in Horsmar erzählte er sein Erlebnis. Von da an mieden die Horsmarer diesen Weg bei Mondschein, doch wollen etliche Frauen und Männer die gläserne Sau mit ihren Ferkeln noch mehrmals gesehen haben.

HEXEN

Zum Gefolge des Teufels gehören die Hexen. Wenn die Nacht zum 1. Mai heraufzieht, dann rüsten sie sich in ihren Wohnungen zur Reise auf den Blocksberg, wo der Höllenfürst seinen Hoftag abhält. Auf Besen und Ziegenböcken reiten sie durch die Lüfte, huldigen ihrem Herren und umtanzen seinen Thron, küssen seinen Hintern. Dann vergnügt sich eine jede mit ihrem Teufelsbuhlen bis daß der Morgen dämmert und die Hexenfahrt wieder heimwärts geht. Als Geschenk des Teufels trägt jede ein Zauberpulver bei sich zur Stärkung der Bosheit und Zauberkraft.

Natürlich entsprang auch die Sagengestalt der Hexe der Phantasie unserer Vorfahren. In der Hexe sah man das weibliche Gegenstück des Teufels. Dieser Glaube hat leider zu schlimmen Verfolgungen unschuldiger Menschen geführt. Schon ein rotgeädertes Auge bei einer alten Frau konnte für sie einen grausamen Gerichtsprozeß bedeuten. Prozesse solcher Art endeten meistens mit dem Tode; denn die Folterknechte arbeiteten mit furchtbaren Werkzeugen. Wer hielt schon die Schmerzen aus und gestand nicht ein, was man zu hören verlangte? In den Städten rauchten jahrhundertelang die Scheiterhaufen, sie waren das Werk eines fanatisierten Priesterheeres, das den Aberglauben des Volkes legalisierte.

Die Hexenlinde

Zur Zeit der Hexenverfolgung übten die Schlotheimer eine strenge Gerichtsbarkeit, um sich der vermeintlichen Teufelanbeterinnen zu erwehren und manch arme Frau endete auf dem Scheiterhaufen oder wurde zu Tode gefoltert. So hatten die Schlotheimer auch einst ein junges Mädchen in Verdacht und versuchten sie vor den Richter zu bringen. Dort sollte sie ihre Schuld bekennen.

So sehr das Mädchen aber beteuerte, sie habe nichts mit dem Teufel gemein, man glaubte ihr nicht und die Stadtknechte wurden zu ihr geschickt, um sie zu holen und zu richten.

Da floh das Mädchen in ihrer Not in die nahen Wälder, wo sie aber bald nicht mehr weiter wußte und Hunger litt. Ihre Angst schlug in

Haß um; heimlich in der Nacht schlich sie sich zur Stadt zurück und legte Feuer beim erstbesten Haus; denn die Schlotheimer sollten zu spüren bekommen, was es hieß, Not zu leiden.
Nun war es ein trockener und sehr heißer Sommer, so daß das Feuer sich rasch ausbreitete. Bald brannte es in der Stadt lichterloh und manches Haus fiel den Flammen zum Opfer. Einer der Bewohner aber hatte das Mädchen gesehen, so machten die Betroffenen auf sie Jagd und fingen die Unglückliche ein. Kein Tod schien schlimm genug für sie zu sein. Nicht gehenkt und nicht verbrannt sollte sie werden, nein, bei lebendigem Leibe wollte man sie begraben.
Als der nächste Morgen anbrach, führte man das Mädchen ins Königsholz. Dort schaufelte man ein Loch und stieß sie hinein. Sie aber rief, sie sei keine Hexe, so wahr sie aus Zorn wegen des Verdachtes an ihr die Stadt angezündet habe. Selbst im Tode würde sie das beweisen.
Da schaufelte man schnell die Grube zu und pflanzte eine Linde darauf, damit niemand die Stelle als Grab wiedererkenne. Die Linde aber wuchs und gedieh so prächtig, daß sie bald alle anderen Bäume im Walde überragte. Und je höher und schöner sie ihre Äste ausstreckte, um so mehr zweifelten die Menschen, daß eine Hexe darunter lag. Trotzdem sprachen sie von der Hexenlinde, die noch heute dort steht, wo das Königsholz am dichtesten ist.

RÄUBER

Brutale Unterdrückung und Ausbeutung durch die Feudalgesellschaft ließen Ausgangs des 18. Jahrhunderts die Sagengestalt des „edlen Räubers" aufkommen. Er beschützte die Elenden, „nahm den Reichen, um den Armen zu geben". So wurde der Räuber zum Volkshelden, der die Fähigkeit besaß, die Wünsche und Sehnsüchte der Menschen zu erfüllen und den Ausgebeuteten zu helfen. Das Volk träumte von seiner Freiheit, seinem unbekümmerten Hinwegsetzen über die Gesetze der Herrschenden.

Es wundert daher nicht, daß diese Sagenfigur starken Einfluß auf die Literatur der Zeit gewann, insbesondere auf die Trivialliteratur. Räuberromane entstanden, phantastisch und emotionsgeladen, doch voller Optimismus. Die wohl bekannteste Gestalt schuf Goethes Schwager Christian Vulpius mit seinem „Rinaldo Rinaldini". In fast alle europäischen Sprachen übersetzt, wurde er wiederum zum Vorbild unzähliger weiterer Räuberromane.

Hier im Mühlhäuser Gebiet gab es solche „edlen Räuber" allerdings nicht. Kerle wie Hechts Aden, Brattsch Nickel und Hiesel, von denen die Sage berichtet, besaßen zwar so wunderbare Eigenschaften wie hieb- und schußfest zu sein, doch fürchteten sich die Besitzlosen vor ihnen ebensosehr wie die Besitzenden. So war ihr Ende auch wenig ruhmvoll. Die fünf Räuber, die den Menteröder Wirt bestehlen wollten, hatten nichts Edles an sich und wurden durch das Volk gestellt und gerichtet.

Räuber Henning

Unweit der Stadt Treffurt, gegenüber der Burg Normannstein, liegt der mächtige Felsen Heldrastein. Hier hauste vor vielen Jahren ein Räuber namens Henning. Weit und breit gefürchtet, war er es eines Tages überdrüssig, allein zu sein. Doch soweit er sich im Lande umsah, nirgends fand sich ein Mädchen nach seinem Geschmack. So faßte er sich in Geduld und hoffte auf den Tag, da die rechte sich einfinden würde.
Nun kam er einmal bei seinem Herumspionieren in ein Dorf, wo er am Brunnen ein wunderschönes Mädchen erblickte. Sie machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er sich schwor, sie für sich zu gewinnen. Die oder keine, dachte er bei sich, will ich haben. So trat er scheinheilig auf sie zu und erkundigte sich bei ihr nach dem Weg zum Heldrastein.

Das Mädchen, freundlichen Gemüts, war ihm gern behilflich und begleitete ihn ein Stück. Doch kaum waren sie weit genug vom Dorf entfernt, da überwältigte er sie und schleppte sie in seine Höhle. Dort machte er sie sich gefügig und sie mußte fortan als seine Räuberbraut mit ihm leben.
Als nun ein Jahr vergangen war, da bekam das Mädchen eine mächtige Sehnsucht nach ihrem Heimatdorf und ihren Eltern. Darum bat sie den Räuber, er möchte sie doch einmal auf einige Zeit nach Hause lassen; sie würde auch bestimmt wiederkommen. Erst wollte er ihr das durchaus nicht erlauben; weil aber das Mädchen unaufhörlich weinte und jammerte, gab er endlich ihren flehenden Bitten nach, ließ sie jedoch vorher beim Heil ihrer Seele schwören, daß sie keinem Menschen verraten wolle, wo und bei wem sie gewesen wäre, sowie, daß sie wiederkommen würde.
Als ihm das Mädchen alles geschworen hatte, was er verlangte, durfte sie sich endlich auf den Weg machen. So gelangte sie auch glücklich nach ihrem Heimatdorf, wo sie von ihren Eltern und Geschwistern voll Freude empfangen wurde. Längst hatte man sie tot gewähnt. Während man aber ihr Erscheinen feierte, versuchte ihr Vater, ihr das Geheimnis zu entlocken, wo sie die ganze Zeit gewesen war. Immer wieder aber versicherte sie ihm unter Tränen, ein Schwur verbiete ihr, das zu sagen. So sehr ihr Vater sie auch bedrängte, sie berief sich darauf und schwieg beharrlich. Nun war aber der von dem Räuber bewilligte Urlaub bald wieder um, und das Mädchen mußte Abschied nehmen. In ihrer Not, und weil ihr niemand helfen konnte, verfiel sie auf den Gedanken, zwei Beutel mit Erbsen zu füllen. Von den Erbsen ließ sie bei jedem Schritt einige fallen und bezeichnete so den Weg, den sie gehen mußte.
„Wenn mich meine Eltern und Geschwister wirklich lieb haben, werden sie mir schon auf die Spur kommen“, dachte sie. So erreichte sie wieder die Höhle des Räubers, wo Henning sie hocherfreut empfing. Doch ihre Brüder hatten unterdessen mit etlichen beherzten Burschen aus dem Dorf die Verfolgung aufgenommen und erreichten kurze Zeit später gleichfalls das Versteck. Gerade war das Mädchen dabei, dem Räuber zu erzählen, wie es ihr zuhause ergangen war, da drangen die jungen Männer in die Höhle ein, erschlugen Henning und führten die Schwester fröhlich nach Hause. Dort feierte man drei Tage lang den Tod des Räubers und die endliche Rückkehr des Mädchens.

Räuberhauptmann Hiesel

Einst lebte in der Gegend von Effelder ein Räuber namens Hiesel. Der hatte im dichten Wald eine Höhle, in der er all sein Raubgut schaffte und in der er sich versteckte, wenn es brenzlig wurde. Kein Mensch war vor Hiesel sicher. Nachts brach er in die Dörfer ein und raubte, was ihm unter die Finger kam. Am Tage aber überfiel er die Handelsleute

auf den Straßen. Selbst der einzelne Wandersmann wurde von ihm nicht verschont. Es hieß aber, der Schmied von Effelder sei sein Vertrauter und würde mit ihm gemeinsame Sache machen.
Da nun die Bauern rings um Effelder nicht weiter wußten und Hiesel immer frecher auftrat, kam man einmal zusammen, um zu beraten, wie man Hiesels Schreckensherrschaft beenden konnte. Wie das bei solchen Beratungen ist: Die einen rieten dies und die anderen das. Bis man sich schließlich darauf einigte, Hiesel aufzulauern. Gesagt, getan. Kurze Zeit später versammelten sich alle wehrfähigen Männer der Gegend und es gelang ihnen auch, Hiesel einzufangen. Gefesselt wurde der Räuber auf Schloß Bischofstein gebracht, wo er seiner Aburteilung entgegensah.
Doch die Ruhe im Lande war nur von kurzer Dauer; denn schon wenige Tage nach Hiesels Gefangennahme scharte der Effelder Schmied eine Horde treu ergebener Spießgesellen um sich, die mit in Hiesels Höhle gehaust hatten. Von ihnen hatte niemand etwas gewußt. Schwer bewaffnet zog die Schar nach Lengefeld, brach dort ins Schloß ein und ermordete die Wachen. Danach wurde Hiesel befreit und so war alles wieder wie vorher.
Nun war es aber kein Geheimnis mehr, daß der Schmied Hiesels Freundschaft besaß. So hielten sich die Bauern an den lumpigen Hufschläger und schworen, ihn umzubringen, wenn er Hiesel nicht wieder mit einfangen helfe. Dem blieb also nichts anderes übrig, als zuzustimmen. Man machte einen Plan, danach mußte der Schmied Hiesel eine Nachricht zukommen lassen, in der stand, Hiesel möchte wegen einer wichtigen Sache nach Effelder kommen. Es ginge um seinen Kopf. Der Schmied würde ihn am Dorfrand erwarten.
Als die Stunde herannahte, da Hiesel kommen sollte, versteckten sich die Bauern hinter Büschen und Zäunen, und der Schmied ging zu der verabredeten Stelle. Es war eine schreckliche Nacht, finster und unheimlich. Die Bäume ächzten unter einem schweren Sturm, schon glaubte man, der Räuber hätte Verdacht geschöpft, da stand er vorm Schmied. Der führte ihn durch den Hohlweg an der Kirche vorbei. Dort nahm er seinen Schmiedehammer und schlug Hiesel auf den Kopf. Sogleich stürzten auch die Bauern aus ihren Verstecken. Mit Knüppeln und Stangen hieben sie auf den Elenden ein, und so kam es, daß Hiesel seinen Geist aufgab und im Eichsfelder Land wieder Ruhe einkehrte.
Die Leiche des Räubers aber verscharrte man fernab vom Dorf unter der Schampanjesbuche, einem Platz, der lange Zeit als verrufen galt.

Hechts Aden und Brattsch Nickel

Vor vielen, vielen Jahren machten zwei Räuber die eichsfeldische Höhe unsicher. Der eine von ihnen hieß Hechts Aden und stammte aus Effelder, der andere aber war ein Büttstedter mit Namen Brattsch Nickel.

Sie waren beide baumstarke Kerle, die vor nichts zurückschreckten. Wie viele Untaten sie schon begangen hatten, wußte keiner zu sagen. Es war aber auch noch niemandem gelungen, sie einzufangen. Zu groß war die Angst vor ihnen.

Als die zwei Räuber nun immer dreister wurden und sich kein Mensch mehr seines Lebens sicher fühlte, forderte der Vogt von Schloß Gleichenstein die beiden Heimatdörfer auf, die zwei Missetäter zu fangen und auszuliefern. Einmal, so meinte er, müsse ihnen das Gericht gemacht werden. Die Zeit dazu sei überreif.

Wohl hörten die Effelder und Büttstedter diese Botschaft, doch niemand traute sich der Anordnung Folge zu leisten. Schließlich hieß es, Aden und Nickel wären unverwundbar und besäßen außerdem ein Blasrohr, mit dem sie lautlos und unfehlbar ihre Opfer töteten.

So verging weitere Zeit, daß die Räuber ungeschoren ihr Handwerk ausübten. Da forderte der Vogt die Dörfer zum zweiten Mal auf, die zwei Übeltäter einzufangen. Geschehe das nicht binnen eines Monats, so hieß es, dann würden Effelder und Büttstedt bis auf die Grundmauern niedergebrannt.

Da berieten sich die Effelder Dorfältesten und kamen zu dem Entschluß, Hechts Aden mit einer List beizukommen. Sie ließen den Wächter Alarm blasen, wie wenn Feinde im Anmarsch wären. Als nun die Bauern bewaffnet zum Kirchhof eilten, kam auch Hechts Aden mit seinem Blasrohr dazu. Kaum aber hatte er mit den anderen bei der Kirchhofsmauer Aufstellung genommen, trat der Dorfschmied von hinten an ihn heran. Es war nämlich ausgemacht, der Schmied sollte als erster auf Hechts Aden einschlagen, bevor er sein Blasrohr gebrauchen konnte. So schlug der Schmied zu und als Hechts Aden vom schweren Hufhammer getroffen zu Boden sank, fielen auch die anderen über ihn her und hieben solange auf ihn ein, bis er tot war.

Als man den Räuber vorm Dorf wie einen Hund verscharrt hatte, drang die Nachricht von seinem Ende auch nach Büttstedt zu Brattsch Nickel. Der zögerte nicht lange und machte sich schnell aus dem Staub. Doch faßte man ihn später bei Mainz und richtete ihn gleichfalls.

Die böse Fünf

Kirmes wurde seit alters auch in Menteroda tüchtig gefeiert. Das war ein Leben und Treiben mehrere Tage hindurch. Da wurde gegessen und getrunken, gescherzt und getanzt, da kamen Bekannte aus den Nachbardörfern. Jetzt nach der Ernte hatte jeder Zeit, sich einmal nach Herzenslust auszutoben. Besonders hoch ging es natürlich in der Schenke her. Hier prüfte der Wirt tags zuvor noch einmal seinen Lagerbestand auf

Bier und Schnaps, Fleisch und Wurst. – O ja, alles war reichlich vorhanden. Der Wirt brauchte sich keine Sorgen zu machen, die Leute könnten nicht satt bei ihm werden.
So trat er, sich zufrieden die Hände reibend, auf den Hof hinaus und freute sich auf die blanken Taler, die bald in seine Kasse kamen.

Da rollte gerade ein Wagen heran, von dessen Bock ein feiner Herr mit Pelz und Stiefeln stieg. Vier große Fässer hatte er auf seinem Gefährt geladen. Gewiß ein Weinhändler, dachte der Wirt bei sich und bat den Fremden freundlich in die Wirtsstube. Dort versorgte er ihn reichlich mit Essen und Trinken und unterhielt sich angelegentlich mit ihm über das Wetter und die bevorstehende Kirmes. Der Herr aber war von freigebiger Natur, er spendierte den Gästen in der Stube reichlich Schnaps und Bier, so daß es gar nicht lange dauerte, und im Wirtshaus herrschte fröhlicher Trubel.

Unterdessen wurde es Abend und es dunkelte vor der Tür. Schon rüstete man sich im Dorf zum Abendessen. Da schickte eine Mutter ihren Jungen in die Schenke, damit er noch ein paar Heringe hole. Wie der Junge nun über den Hof kam und den Wagen mit den Fässern sah, klopfte er neugierig mit den Fingern daran. Doch entsetzt fuhr er zurück, eine Stimme sprach aus dem Faß: „Ist's Zeit?" Der Junge vermochte vor Schreck nicht zu antworten. Schnell lief er in die Schenke, wo die Wirtin ihn bediente und erzählte dort sein Erlebnis. Die Wirtin überlegte nicht lange, sondern holte ihren Mann und ein paar Nachbarn herbei und begab sich auf den Hof. Leise klopfte sie an das erste Faß und legte ihr Ohr ans Spundloch. „Ist's Zeit?" tönte es ihr entgegen. „Nein", antwortete der Wirt, der ahnte, daß da etwas nicht stimmte. Auch aus den übrigen Fässern rief es nach kurzem Anklopfen: „Ist's Zeit?" Da schien kein Zweifel möglich: In den Fässern steckten Räuber. Wer anders aber konnten sie sein als die böse Fünf, die seit langem die Gegend verunsicherte und noch immer frei war. Offenbar hatte sie die gefüllten Kammern des Wirtes angelockt.

Was war zu tun?
„Paßt auf", sagte der Wirt. „In der Stube sitzt ihr Hauptmann, dem müssen wir zuerst den Hals umdrehen". Also machten sie sich über den „freigebigen Fremden" her und schlugen ihn tot, bevor er nur die Hand heben konnte.

Inzwischen hatte der Junge das ganze Dorf alarmiert, alle Männer kamen mit Sensen und Äxten und Mistgabeln herbeigeeilt, um es der Bande heimzuzahlen. Zu lange schon hatte das arbeitsscheue Gesindel in den Dörfern geplündert. Jetzt kam die Abrechnung. Im Nu war der Wagen auf dem Schenkhof umstellt, dann klopfte man an die Fässer, und als drinnen gefragt wurde: „Ist's Zeit?" erfolgte prompt die Antwort: „Ja."
Da lösten sich die Deckel der Fässer und die Räuber kamen heraus. Doch bevor sie begriffen, was los war, begannen die Bauern auf sie ein-

zuschlagen. Sie hörten erst auf, als auch der letzte keinen Mucks mehr tat. Danach trank man auf den „Sieg" in der Schenke. Die Kirmes aber wurde gefeiert wie keine andere. Noch nach Jahren erzählte man sich davon und wie die böse Fünf ihr Ende gefunden hatte.

Die Liebe der Räuber

Bis zum Jahre 1750 hauste in der Großengotterschen Ringmühle eine berüchtigte Räuberbande, die in den Dörfern ringsum raubte, was sie in die Finger bekam. Zum Hauptmann hatte die Bande sich einen gewissen Nicol Fischer gewählt, dem man besondere geheimnisvolle Kräfte nachsagte. Er konnte in seinen Träumen voraussehen, was ihn anderntags erwartete. So entzog er sich oft genug seinen Verfolgern und wußte stets über alles Bescheid, wenn jemand was gegen ihn im Schilde führte. Keinen besseren Anführer hätte die Bande haben können, sie verehrte auch Nicol Fischer unterwürfig und meinte nicht anders, als daß er mit dem Teufel in Verbindung stände.
Nun hatte Nicol Fischer auch einen Freund mit Namen Valentin. Zu ihm sprach er über seine tiefsten Geheimnisse. Gemeinsam planten sie die Raubzüge und teilten redlich das Beste der Beute unter sich auf. Hatte Nicol Fischer aber seherische Fähigkeiten, so besaß Valentin silberne Zauberkugeln für sein Gewehr, mit denen er über weite Entfernungen unfehlbar ins Ziel traf. Einst brachte die Bande nach einem Raubzug eine schöne junge Magd mit in die Mühle geschleppt. Die Magd hieß Maria und nicht lange darauf verliebte sich das Mädchen in Valentin und wurde dessen Herzensschatz. Anfangs ging auch alles gut. Doch dann entbrannte Nicol Fischers Herz ebenfalls für die Schöne. Sie gab ihm aber zu verstehen, daß sie allein Valentin liebe. Da brachte ihr Nicol die herrlichsten Geschenke mit und als Valentin einmal unterwegs war, einen neuen Raubzug vorzubereiten, drang Nicol in ihre Kammer ein und versuchte sie mit Gewalt zu erobern. Sie schlug und stach nach ihm, seine Leidenschaft aber war so heftig, daß er sie, als sie sich weiterhin wehrte, brutal aus dem Fenster der Ringmühle stieß. Unten in der Unstrut ertrank sie dann.
Als nun die Untat geschehen war, träumte Nicol in der folgenden Nacht, der Tod klopfe an seine Tür. Er trat mit der Sense vor ihn hin und holte damit nach ihm aus. Auf seinem Gesicht aber zeichneten sich die wohlbekannten Züge Valentins ab. Da erwachte der Räuber schaudernd. Schnell sattelte er sein Pferd und verließ noch zur selben Stunde die Mühle.
Unterdessen kam Valentin von seinem Ausritt zurück und erfuhr, was geschehen war. Schon hatte Nicol Fischer Menteroda erreicht und glaubte sich in Sicherheit, da nahm Valentin sein Gewehr von der Schul-

ter und schoß ihm eine silberne Zauberkugel nach. Direkt vor der Schenke in Menteroda sank der Räuberhauptmann tödlich getroffen aus dem Sattel. Vorübergehende sprangen hinzu. Wohl sahen sie das Blut aus seiner Brust fließen, doch den Mordschützen konnte keiner entdecken, so sehr und so lange man auch nach ihm suchte.

Vom räuberischen Wirt in Marolterode

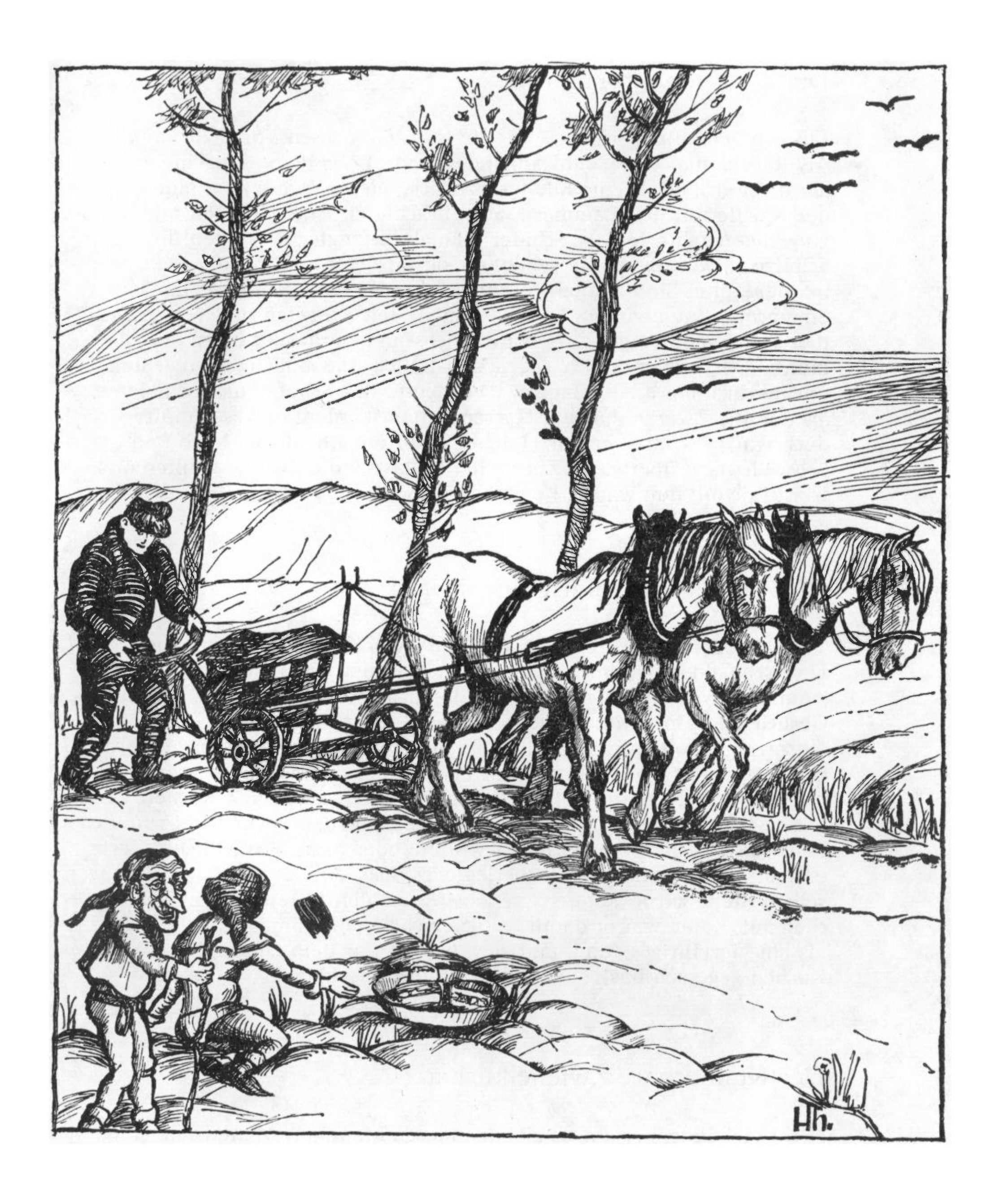
Einst lebte ein räuberischer Wirt in Marolterode. Einmal kehrte ein Wanderer spät abends in sein Gasthaus ein. Da sah er im Beutel des Gastes etliche blanke Goldtaler. Um Mitternacht ermordete er den Wanderer, nahm ihm sein Hab und Gut ab und begrub ihn dann heimlich im Bierkeller. Seit dieser Stunde spukt es dort, und kein Gastwirt bleibt lange in Marolterode.

ZWERGE

Es gibt wohl kaum einen Sagenkreis, in dem nicht Zwerge vorkommen. Je nach Landschaft oder Schauplatz wechselt ihr Name. Mancherorts heißt man sie Wichtel, Gnome, Wichtelbälge, Qualster, während man anderswo Buoze, Querxe, Albriche oder Quentriche zu ihnen sagt. In Köln wurden sie als Heinzelmännchen bekannt und in der Lausitz als Lutken. Sie glichen winzigen Menschen in der Vorstellung unserer Vorfahren, trugen große Zipfelmützen und hausten vornehmlich in der Natur, zum Beispiel unter alten Bäumen, in Berghöhlen und auf buschigen Hügeln. Dort lebten sie in Familien zusammen, kochten in Töpfchen und Näpfchen aus dickem Ton und buken winzige Brote und Kuchen. Könige gab es unter ihnen, so bekannte wie Laurin und Albarich. Durch Tarnkappen konnten sie sich unsichtbar machen; vermochte sie ein Mensch einem Zwerg wegzunehmen, so erhielt er nicht nur die Herrschaft über denselben, sondern wurde dreimal so stark wie vorher.

Einst galten Zwerge als die im Erdinneren wirkenden Kräfte der Natur, die das Wachstum der Pflanzen förderten. Später sah man sie als Hüter von Schätzen an und als Bearbeiter edler Metalle, so auch im Mühlhäuser Gebiet.

Im übrigen waren die Zwerge den Menschen meist freundlich gesinnt, sie borgten sich hin und wieder ein Gerät von ihnen aus oder holten sie in ihre unterirdischen Wohnungen, damit sie ihnen bei Geburten, Hochzeiten oder Erbteilungen halfen. Solche Dienste lohnten sie nicht selten durch Kleinodien, die den Häusern und Familien Segen brachten. Es gab auch unter ihnen welche, die die Menschen gerne neckten. Einem Bauern, den sie nicht leiden konnten, flochten sie nachts Zöpfe in die Mähnen seiner Pferde, die er anderntags fluchend und schwitzend wieder aufwickeln mußte. Hatte man es ganz und gar mit ihnen verdorben, konnte auch Schlimmeres geschehen. Durch Anhauchen oder Berühren wurde man krank oder starb, oder es wurde einem statt des eigenen Kindes ein Wechselbalg untergeschoben. Der Grund für ihr Verschwinden, sagt man, sei das Auslohnen gewesen. Das haben die Menschen hernach bitter bereut.


Hh.

Die Zwerge vom Hainich

Ein Schäfer hütete oft seine Herde auf den Wiesen vor dem Hainich. Als ihm einmal ein Lamm abhanden kam, brachte es ihm ein Zwerg, der nicht größer als eine Elle war, zurück. Dieser Zwerg kam nun öfters und spielte mit den Lämmern, auch brachte er seine Gesellen mit. Das ging solange gut, bis der Schäfer einmal verlangte, sie sollten ihm ihre Schätze zeigen. Er wollte sehen, ob sie tatsächlich so reich wären, wie man erzählte. Sie nahmen ihn mit in den Wald und führten ihn unter eine große Baumwurzel. Dort hießen sie ihn eintreten und verschwanden vor seinen Augen, als wären sie schon vorausgegangen. Er aber mühte sich, stemmte sich gegen den Boden und fand nicht die Stelle, um ins Erdinnere zu gelangen. Da meinte der Schäfer nichts anderes, als daß die Zwerge ihn zum Narren halten würden. Er beschimpfte sie, doch war es so, daß er vor Habgier blind für alles Feine blieb und die Schwelle nicht überwand. Zornig lief er davon, die Zwerge wußten nun, woran sie mit ihm waren. Keinen hat er wieder zu sehen bekommen.

Die Zwerge vom Harnschwald

Von Menteroda wird erzählt, daß die Zwerge einst in der Nähe vom Harnschwald bei dem großen Dorngestrüpp wohnten. Dort ackerte einmal ein Menterodaer Fleischer. Plötzlich verspürte er einen lieblichen Geruch und eine Stimme rief: „Kneten!“ Schnell sagte er: „Da haben die Zwerge wohl ein Fest. Die können mir auch ein Stück Kuchen bringen!“ Das war am Vormittag. Als er nach der Mittagspause wieder auf das Feld kam, lag auf seinem Pflug ein herrliches Stück Kuchen, das ganz wunderbar roch. Dem Fleischer war trotzdem nicht wohl zumute und wußte nicht, ob er es nehmen sollte oder nicht. Schließlich ackerte er erst zwei Furchen und überlegte es sich. Als er dann wieder zur selben Stelle zurückkam, setzte er sich auf den Rasen und aß den Kuchen auf. Kaum war er damit fertig, erschien ein Männlein, nicht größer als ein vierjähriges Kind, und sprach: „Es war dein Glück, daß du den Kuchen gegessen hast, sonst hätte ich dich erschlagen.“

Der wunderbare Zwiebelkuchen

Nicht viel anders erging es einem anderen Mann aus Menteroda, einem Bauern, der hinter dem Ziegenacker pflügte. Er war schon den halben Vormittag hinter seinem Pflug hergeschritten, als er zu dem bewußten Dornengestrüpp gelangte. Plötzlich rief eine Stimme: „Einmengen!“ So

viel er auch sich umsah, weit und breit war niemand zu sehen. Ruhig pflügte er daher weiter. Als er schließlich wieder an jene Stelle kam, hörte er abermals die Stimme rufen: „Einmengen!" Wieder war niemand da. Er dachte schon nicht mehr daran, als er endlich zum dritten Mal das Rufen hörte. Da wußte er, woher die Stimme kam und gutgelaunt rief er in das Dorngestrüpp hinein: „Wenn der Kuchen fertig ist, ihr Querxe, gebt mir auch ein Stück davon ab!"

Das geschah am Vormittag. Mittags spannte er seine Tiere aus dem Geschirr und ging nach Hause. Als er am Nachmittag zurückkehrte, fand er auf seinem Pfluge ein Stück frischgebackenen Zwiebelkuchen vor. Den aß er für sein Leben gern. Er setzte sich daher gleich auf den Pflug und ließ es sich schmecken. Als er alles gegessen hatte und eben anspannen wollte, rief die gleiche Stimme wie am Morgen: „Es war dein Glück, sonst dreht' ich dir ab das Genick."

Die Zwerge unter der Horntelbrücke

An einem hellen Sommertag ließ ein Bickenrieder Schafhirt seine Herde im Flurteil „Horntel" weiden. Tiefe Stille herrschte, Hund und Schafe lagerten im kühlen Grase. Da nutzte der Schäfer die Pause, um nach seinem nahen Erbsenfelde zu sehen. Wie er aber dort hinkam, hörte er es Rupfen und Zupfen, Kichern und Rascheln. Er erkannte, daß schon tüchtig geerntet wurde. Eine Schar unsichtbarer Zwerge war eben dabei, festlich zu schmausen.

So sehr nun der Schäfer ihnen auch drohte, sie lachten nur über ihn. Was konnte er ihnen schon anhaben, wo er sie nicht sah. Sie ließen sich also nicht stören und nannten ihn einen Geizhals.

So trieb der Schäfer verärgert am Abend seine Herde über die Horntelbrücke nach Hause zurück. Wie er eben in der Mitte war, hörte er unter sich ein Käuzchen sein bekanntes „Siere" rufen, ganz so, wie es die Bäcker sagen, wenn sie die „Säurestunde" ankündigen. Kaum anders geschah es am Morgen, da rief es „Knäten" unter der Brücke hervor.

„Na, fur mich dann oi en klenn!" (Na, für mich dann auch einen kleinen Kuchen) rief er zornig zurück; denn was war es anderes, als daß die Zwerge ihn veralberten.

Jedoch wie er abends wieder über die Brücke kam, lag tatsächlich ein frischgebackener Kuchen für ihn da. Der duftete ganz wunderbar und schon wollte er ihn probieren. Da warf er das erste Stück seinem Hunde zu. Kaum hatte er den ersten Bissen hinuntergeschlungen, stürzte er tot zu Boden. Da grauste dem Schäfer. Kreidebleich kehrte er ins Dorf zurück. Ganz knapp war er dem Tode entgangen.

Die beunruhigten Pferde

Das geschah einmal im Klosterhof zu Schlotheim: Die Pferde befiel eine unerklärliche Unruhe. Immer wieder bäumten sie sich auf, schlugen nach den Knechten und wenn sie des Morgens aus dem Stall geführt wurden, waren sie über und über mit Schaum bedeckt und für keinen Dienst verwendbar.
Das ging von Tag zu Tag so weiter. Keiner konnte die Ursache dafür entdecken, bis einmal ein Futterknecht eine winzige Gestalt im Stalle bemerkte. Ruhig lief sie in der Krippe auf und ab. Als der Knecht aber näher hinsah, erkannte er einen Wichtelmann. „Na warte", dachte er, „seid ihr also am Werk! Ich will euch schon helfen!" Schnell nahm er einen Sack und warf ihn über den Kleinen. Doch wie er meinte, er hätte den Querx eingefangen, ertönte vom Hahnebalken herunter höhnisches Gelächter und der Sack in seinen Händen war voll übelriechendem Schmutz. Wütend warf ihn der Knecht zur Seite und reckte drohend die Faust nach dem Unhold. Der aber verschwand, noch bevor der Knecht mit der Harke nach ihm stieß, und keiner hat ihn wieder bemerkt. Die Pferde konnten seither ruhig im Stalle verbleiben.

Das gute Brot

Vor langer Zeit lebte einmal in der Horsmarer Hintergasse ein Bauer, dem es über alle Maßen gut ging. Was er auch anfaßte, es glückte ihm. Bald sprach man von ihm als einen wohlhabenden Mann in den umliegenden Dörfern.
Einmal, als junger Bauer, war er aufs Feld ackern gegangen. Wie er so vor sich hinschritt und seine Pferde lenkte, stand plötzlich ein Wichtel vor ihm, der ihn ansah und sprach: „Knete, knete!"
„Nanu", dachte der Bauer, doch er machte ein freundliches Gesicht und nickte dem Kleinen zu: „Wenn's dir nichts ausmacht, knete auch für mich."
Da verschwand der Kleine, kam aber am nächsten Tag wieder und brachte dem Bauern zwei duftende Brote mit. Der Bauer nahm sie, bedankte sich, er aß sie aber nicht selber, sondern gab sie seinen Pferden zu fressen. Von Stund an brauchten die Tiere weder Hafer noch Schrot. So sparte der Bauer jahrein, jahraus das Futter für sie und wurde ein reicher Mann dabei.

Die Wichtel helfen dem Armen

Einst lebten in Horsmar zwei Bauern, ein reicher und ein armer. Der Arme mußte für den Reichen hart arbeiten, kaum, daß er für die eigene

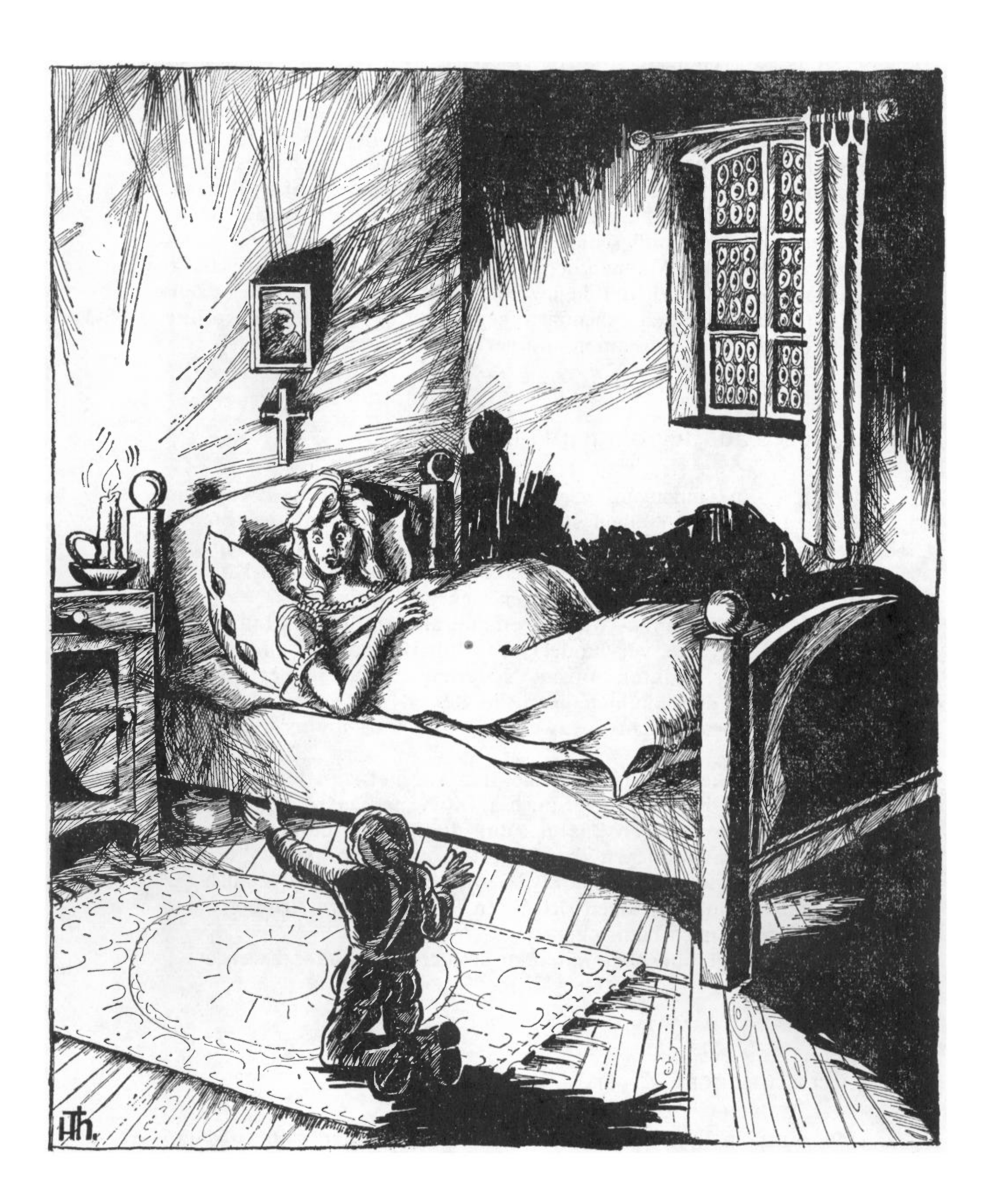
Familie das Notwendigste schaffte. Da verwünschte er so manchesmal sein Los, konnte aber nichts daran ändern.
Nun hörten aber die Wichtel davon. Eines Nachts begann es in der Scheune des reichen Bauern, merkwürdig zu rumoren. Sack für Sack schleppten die Wichtelmänner das Korn heraus und trugen es durch einen Tunnel unter der Unstrut hinweg in das Haus des armen Bauern. Doch nicht genug damit. In der gleichen Nacht hörte der reiche Bauer seine Pferde wiehern und schlagen. Als er am nächsten Morgen den Stall betrat, waren die Mähnen der Pferde in zierliche Zöpfe geflochten. Da wußte er, daß die Wichtel dagewesen waren. Fortan änderte er sein Verhalten seinem armen Nachbarn gegenüber. Er hatte Angst, die Wichtel könnten wiederkommen und noch mehr Schaden anrichten.

Die Zwerge auf der Blauen Haube

Als die Riesen in Thüringen ausgestorben waren, zogen die Zwerge in das Land. Ein Teil derselben schlug seine Wohnung auf der Blauen Haube bei Horsmar auf. Sie sammelten in der Gegend bis hinauf ins Eichsfeld wertvolle Erze und verwahrten sie in ihren Höhlen. Dort bearbeiteten sie die Metalle zu zierlichen Gegenständen.
Ein Mädchen aus Horsmar, welches einmal an der Blauen Haube vorüberkam, sah plötzlich verwundert auf: Im Mittagslicht blinkte und blitzte es golden vor ihren Augen. Neugierig trat sie näher und bemerkte zwischen den Bäumen herrliche Ketten aus Silber und Gold, darunter aber sprangen lustig zwei Ziegenlämmer umher, von zwei Zwergen gehütet.
Das ließ ihr nun keine Ruhe. Am nächsten Tag lief sie wieder hin, um sich die Ketten zu holen. Sie traf auch alles wie tagszuvor an: Die Ketten glitzerten zwischen den Bäumen und die Zwerge hüteten die Ziegenlämmer. Als das Mädchen aber herantrat und zugreifen wollte, verschwanden die Ketten wie Spuk zwischen ihren Händen und auch die Zwerge und Lämmer entzogen sich ihren Blicken. Unverrichteterdinge mußte sie wieder nach Hause gehen.
Auf der Blauen Haube aber hat man seither nie wieder Zwerge bemerkt.

Der verwunschene Zwerg

Zu einer Frau in Langula mit Namen Susanne Müller kam einst ein Zwerg. Es war mitten in der Nacht und die Frau lag im Bett. Der Zwerg trug ein rotes Käppchen auf dem Kopf und stand wie aus dem Boden gewachsen im Zimmer. Schnell suchte er, die erschrockene Frau zu be-



ruhigen und sagte, er wohne im Langulaer Bleichloch und müsse dort seit vielen hundert Jahren einen Schatz hüten. Jetzt aber nahe seine Erlösung; denn die Frau sei unter dem Sternenzeichen geboren, das nötig wäre, um den Bann von ihm zu nehmen und seinen Schatz zu bekommen. Inständig bat der Zwerg die Frau, mit ihm zu gehen, doch sie wollte nicht und fürchtete sich. Der Zwerg aber ließ nicht nach, bat noch inniger und versicherte der Frau, es werde ihr dabei nichts Schlimmes widerfahren, sie brauche auch gar nicht viel zu tun, sie müsse nur etwas Mut zeigen und dürfe danach gleich wieder nach Hause eilen. Da überwand sie sich endlich und ging mit und der Zwerg freute sich darüber.
Wie sie nun zum Bleichloch kamen, stand darin eine Pfanne, gefüllt mit glänzendem Golde. Es schimmerte und leuchtete, als wäre es lauter Feuer. Der Zwerg gab der Frau ein Zeichen, daß sie den Schatz nehmen sollte. Indem begann es um sie herum zu Lärmen und ein Mann auf einem Ziegenbock erschien, beide ohne Kopf. Darüber erschrak die Frau so heftig, daß sie die Pfanne losließ und ohnmächtig zu Boden stürzte. Verzweifelt rief der Zwerg, da nun alle Mühe umsonst war: „O wieh, o wieh, o wieh, in hunnert Jahren muß ich noch hei stieh."
Daraufhin verschwand er und erst nach hundert Jahren wird er wiederkommen und jemanden bitten, ihn aus seiner Verzauberung zu erlösen.

Der Überfall der Wichtelbälge

Einst hatte ein Mann aus Oesterbehringen in Craula Felle gekauft und war auf dem Heimwege, als es anfing, dunkel zu werden. Es war im Spätherbst und ein Wetter zog auf. Dunkle Wolken jagten am Himmel; Kreschtjahn, wie der Mann hieß, beeilte sich daher, vorwärts zu kommen.
Wie er nun eilig vor sich hinschritt und sich in Gedanken schon in der warmen Stube wähnte, bemerkte er plötzlich beim Hubenhög eine Schar Wichtel, die sich umhertummelte und allerlei Kapriolen trieb. Dabei kamen ihm einige so nahe, daß er über sie stolperte. Offenbar fühlten sie sich gestört; denn sogleich begannen sie, mit Dornenruten auf ihn einzuschlagen und ihn anzuspucken. So lief er schneller. Als er jedoch im Talweg ankam, wurde es noch unheimlicher. Von überallher huschten die kleinen Unholde auf ihn zu: Aus dem Heinzengrund und der Schmollecke. Mit Ästen und Reisig versuchten sie, ihm den Weg zu versperren und warfen ihm Knüppel zwischen die Beine. Kaum, daß er seinen Sack zu halten vermochte. Schließlich sprangen sie sogar auf seinen Rücken und rissen ihm den Sack samt den Fellen in den Schmutz. Nun bekam Kreschtjahn solche Angst, daß er, so schnell ihn seine

Beine trugen, zum Pfaffenholz lief. Dort hoffte er, sicher zu sein. Doch umsonst. Mit Mit Schlingen aus Teufelszwirn und Brombeerranken erwarteten ihn da schon die Wichtelbälge und er fiel ein ums andere Mal hin. Als er dennoch weiterkam, versperrte ihm eine riesige Hecke den Weg, und auch hier wimmelte es nur so von Wichtelbälgen. Schon fielen sie über ihn her, schlangen ihre Brombeerranken um seine Arme und Beine und zerrten ihn zu Boden. Zuletzt warf ihm einer einen Stein an den Kopf. Da rief Kreschtjahn in seiner Todesangst:

„Alle guten Geister loben Gott, den Herrn.
Ich bin der ehrliche Kreschtjahn von Oesterbehringen,
lott mech derch.“

Mit einem Schlag verschwanden alle Wichtelbälge und es war, als sei überhaupt nichts gewesen. Unbehelligt konnte Kreschtjahn aufstehen und nach Hause gehen. Am nächsten Tag fand sich sein Sack samt den Fellen unversehrt im Talweg.

Der Wichtel Rache

Eines Tages, als die Zwerge im roten Berg gerade mit Backen beschäftigt waren, pflügte ein Bauer aus Kammerforst auf dem Acker. Sooft er nun an eine bestimmte Stelle des Feldes kam, drang ein lieblicher Kuchenduft an seine Nase. Auch hörte er ein lautes Klopfen, wie wenn jemand heftig an eine Tür pocht. Zwischen dem Klopfen aber rief eine Stimme: „Paßt mir schön auf, daß nichts verbrennt.“
Da rief der Bauer so laut er nur konnte: „Wenn da unten was Feines gebacken wird, so denkt auch an mich.“
Kaum hatte er das gesagt, da wurde von unsichtbaren Händen ein Tischchen gedeckt mit einem großen Stück Kuchen darauf, so warm und frisch, als sei es eben erst aus dem Ofen gekommen. Der Bauer ließ sich nicht lange nötigen, sondern aß nach Herzenslust, bis das Stück alle war. Nach beendigtem Mahle aber stand plötzlich ein kleines Männchen vor ihm und fragte freundlich, ob ihm der Kuchen geschmeckt habe.
„Aber ja“, antwortete der Bauer. „Ich könnte jeden Tag sowas essen“.
„Das kannst du gern“, sprach der Wichtelmann. „Sobald du Appetit auf Kuchen hast, schlag nur mit der Rute, die du oben am Gewendestein finden wirst, daheim an die Ofenröhre. Dazu sprich:

Eins, zwei, drei,
Wichtel, schaff' Kuchen herbei!

Nur darfst du niemanden davon was schenken und auch nicht darüber reden, woher der Kuchen kommt. Hast du verstanden?“
„Ja, ja“, sagte der Bauer und versprach gern, alles so zu tun. Dann wandte er sich wieder seinem Pflug zu, während der Wichtel verschwand.

Am Gewendestein fand der Bauer, wie versprochen, eine Haselrute vor, die er bald und oft zu Hause anwendete. Eines Tages aber hatte seine Tochter Hochzeit mit einem reichen Burschen aus dem Dorf. Viele Gäste waren geladen und als die Mitternacht heranrückte, kam es, daß der Kuchen im Hause alle wurde. Die Gäste aber verlangten nach neuem und verhöhnten den Bauer, als er sagte, es wäre keiner mehr da.
„Willst du uns hungern lassen, Geizhals!" spotteten sie, so daß er ärgerlich bei sich dachte, einmal wird's wohl erlaubt sein, wenn ich die Anweisung des Wichtels nicht befolge. Er schlug daher mit der Rute an die Ofenröhre und sagte den Spruch auf. Alsbald lag ein großes Stück Kuchen vor ihm. Er setzte es also seinen Gästen vor, doch kaum hatten die davon gegessen, verlangten sie weiteren. Dieser Kuchen schmeckte ihnen nämlich weitaus besser, als der vorhergehende.
So ging der Bauer abermals zu seinem Ofen, schlug daran und sagte den Spruch auf. Doch wie er in die Röhre langte, was war das? Anstatt des Kuchens fand er die Röhre voll Schweinekot. Fluchend wandte er sich davon ab und rief drohend, er würde den ersten Wichtel, dem er begegne, windelweich schlagen. Kaum hatte er das gesagt, erklang die Stimme des Wichtels neben ihn: „Paß nur auf, daß du dir nicht vorher den Hals brichst, Undankbarer!"
Gerade hoben die Gäste die Krüge zum Abschiedstrunk, da begann es, in der Scheune des Hofes zu brennen. Im Nu stand auch das Wohnhaus in Flammen, niemand vermochte den Brand zu dämmen, so sehr sich auch alle mühten. So graute der Morgen, da war von dem schönen Gehöft nur noch Asche übrig. Der Bauer aber lag tot und verbrannt im Garten.

Die Goldkiesel

Ein merkwürdiges Erlebnis mit einem Zwerg hatte ein armes, kleines Mädchen nahe von Anrode. Es mußte jeden Tag für die zwei Ziegen seiner Eltern Futter holen. So war es viel mit seinem hohen Tragekorb unterwegs und kannte bald manche schöne Stelle auf den Wiesen, wo die schmackhaftesten Kräuter wuchsen. Wenn es dann seinen Korb vollgepackt hatte, blieb ihm noch Zeit zum Spielen. Sein liebster Platz aber war an einer Quelle im Tal unter einem alten Eichbaum. Da saß es nach getaner Arbeit und lauschte dem Murmeln und Wispern des sprudelnden Wassers. Hier träumte es – wie es armer Leute Kinder gerne tun – von Glück und Reichtum. Doch immer wehrte es traurig diese lockenden Gedanken ab. Wie sollten die Eltern, die von früh bis spät hart arbeiteten, plötzlich zu so viel Geld kommen. So sehr sie sich mühten und plagten, sie schafften ja kaum das Lebensnotwendigste.

Eines Tages saß das Mädchen wieder an seinem Lieblingsplatz bei der Quelle. Durch das Blättergewirr der Eiche huschten die Sonnenstrahlen und es war Nachmittag geworden. Schon wurde es Zeit, den Korb nach Hause zu tragen. Da sah es auf einmal einen bunten Kieselstein vor sich liegen, den es schnell aufhob. Wie es ihn aber betrachtete und sein Glitzern bestaunte, stand plötzlich ein kleines Männchen, ein Waldgeist, wahrscheinlich ein Zwerg aus den Anröder Hünenlöchern vor ihm und sagte freundlich: „Ich weiß, wovon du träumst und daß du arm bist. Wenn du keinem Menschen was verrätst, will ich dir gerne helfen und dir was zeigen. Komm mit!"
Klopfenden Herzens versprach das Mädchen, niemandem etwas zu verraten; daraufhin nahm der Zwerg es bei der Hand und führte es hinter die Quelle, wo sich die Erde auftat. Da war ein Gang, den beide durchschritten und bald gelangten sie in ein Gewölbe, das voller Kieselsteine war. Alle glichen dem einen aufs Haar, den das Mädchen soeben gefunden hatte. Wie es nun verwundert das Glitzern um sich herum betrachtete und nicht wußte, was es davon halten sollte, packte der Zwerg seine Schürze voll solcher Kiesel und brachte es alsbald an die Quelle zurück.
„So, nun geh nach Hause und sprich zu niemanden ein Sterbenswörtchen von dem, was du gesehen hast". Mit diesen Worten verschwand der Kleine, während das Mädchen seinen Korb nahm und sich auf den Heimweg machte. Es wußte jedoch nicht, was es denken sollte. Was nützten ihm schon bunte Kieselsteine mit denen es sich nun abplagte. Schwer genug drückte ihm schon der Korb auf den Rücken. Doch gelangte es schließlich daheim an. Die Ziegen meckerten laut vor Hunger im Stall, die Eltern waren schon da. Als sie verwundert das Mädchen in die Stube holten, fielen aus dessen Schürze polternd die Kieselsteine auf den Boden.
Siehe da, als sie sich bückten und die Steine aufhoben, hielten sie lauter Goldbrocken in den Händen. Da sollte das Mädchen erzählen, wie es dazu gekommen war. Es sagte aber nichts anderes, als daß sie die Steine auf der Wiese gefunden habe. Sie hätte sie aufgesammelt, um damit zu spielen. So hütete es das Geheimnis des Zwerges und die Eltern konnten von dem Gold ein schönes Anwesen kaufen und ohne Sorgen mit dem Mädchen zusammen leben.

Die Wichtel auf der Haineck

Vor langer Zeit lebte auf der Burg Haineck ein Ritter Heinrich, der war reich und besaß viele Ländereien. Eines Tages aber begannen sich seine gefüllten Truhen und Kassetten zu leeren, ohne daß man eine Erklärung dafür fand. Täglich verschwanden Eier und Fleisch aus den Vor-

ratskammern, selbst die Weinfässer im Keller blieben nicht verschont. Kaum waren sie aufgefüllt, schon zeigten sie sich wieder leer. Es war aber kein Täter zu ermitteln, so sehr man auch danach suchte.

So kam es, daß Ritter Heinrich allmählich verarmte und gezwungen war, ein Stück Land nach dem anderen zu verkaufen. Schließlich blieb ihm nichts weiter übrig, als auch seine Dienstleute zu entlassen. Leer und grau stand daraufhin die Burg auf dem Berg, nur der Ritter und seine Familie wohnten noch darin.

Allein ein Zwerg war geblieben, Ruru mit Namen, ein gewitzter und treuer Kerl, den Ritter Heinrich vor Jahren von einem Kreuzzug aus Palästina mitgebracht hatte. Diesen Zwerg ließen die frechen Diebereien keine Ruhe. Konnte niemand seinem Herrn helfen, so wollte er es doch versuchen. Täglich schlich er sich durch die Gänge und Gemächer der leeren Burg, vielleicht gelang es ihm, auf seine Weise das Geheimnis zu lüften.

Einmal kam er in die Kellergewölbe. Tiefe Stille herrschte ringsum und dem Zwerg wurde unheimlich zumute. Dumpf hallten seine Schritte durch die Schächte, während das flackernde Licht seiner Laterne gespenstische Schatten an die Mauern warf. Je weiter er vordrang, um so ängstlicher wurde er. Da hörte er plötzlich ein Kichern und Prusten, und als er durch eine Öffnung trat, sah er eine Menge Wichtelmänner vor sich, die sich bei Tanz und Spiel vergnügten. Lachend warfen sie ihre Tarnkäppchen in die Höhe, da wußte Ruru, wer die Schuld an der Verarmung seines Herren trug. Unbemerkt, wie er gekommen war, lief er zurück und begab sich zum Zimmer Ritter Heinrichs, der gerade mit traurigen Gedanken am Fenster saß und im Stillen Abschied von seiner Heimat nahm.

„Faßt euch, lieber Herr!" sprach Ruru und erzählte aufgeregt, was er gesehen hatte. Und er fuhr fort: „Jetzt, da wir wissen, wer die Räuber eueres Vermögens sind, werden wir bald das richtige Rezept finden und sie vertreiben."

Doch der Burgherr besaß wenig Hoffnung. Er sagte: „Wie willst du so vieler Wichtel Herr werden. Nie wird uns das gelingen ... Nein, das beste ist, wir verlassen so bald als möglich die Burg und versuchen anderswo unterzukommen. Irgendwo findet sich schon ein Platz für uns."

Der Zwerg indessen wollte davon nichts wissen. vielmehr erbat er sich für einige Zeit Urlaub, um die Wichtel in aller Ruhe beobachten zu können. Der Erfolg blieb auch nicht aus. Wieder einmal hatten die kleinen Räuber sich allerlei Eßwaren aus der Küche geholt und machten sich darüber her. Plötzlich warf einer von ihnen ein Stück Brot, das Kümmel enthielt, zur Seite und schüttelte sich vor Ekel. Dabei rief er: „Kümmel im Brot ist unser Tod!"

Wie jubelte es da in Ruru. Eilig lief er zu seinem Herrn zurück und sagte: „Wir sind gerettet! – Kommt und helft mir suchen. Wir brauchen Kümmel, soviel wir nur tragen können!"

So ungläubig Ritter Heinrich zunächst auch noch war und nur zögernd seinem Zwerg vor den Burggraben folgte, er half dennoch Ruru auf einer Wiese Kümmel einzusammeln. Sie brachten ihn in die Haineck, streuten ihn in alle Fluren und Kammern und zertraten ihn, damit der Geruch auch wirksam wurde.

Nicht lange danach erhob sich ein Winseln und Trappeln, fluchtartig verließen die Wichtel die Burg und niemals wurde einer von ihnen wieder bemerkt. Alles Brot, was fortan auf die Haineck kam, blieb unberührt, auch jeder Taler, der in die Kassette getan wurde. Jedes Ding blieb wo es war. So konnte sich der Ritter allmählich aus seiner Verarmung erholen und brauchte seine Burg nicht aufzugeben.

Den Zwerg Ruru aber machte er zu seinem engsten Vertrauten, der mit ihm bei Tische saß und aus seinem Becher trank; den er schließlich zum Ritter schlagen ließ.

Die weiße Frau

Es gibt keinen europäischen Landstrich, wo nicht die „weiße Frau" in Erscheinung tritt. Ruhelos irrt sie umher, weil sie zu Lebzeiten unglücklich in ein Verbrechen verwickelt war. Weiß gekleidet geistert sie mit wehendem Schleier und einem Schlüsselbund an der Seite durch die Gänge alter Häuser und Schlösser, seufzt und ringt verzweifelt die Hände. Bei freudigen wie traurigen Begebenheiten erscheint sie bei Nacht, manchmal aber auch mittags, wo sie namentlich den Tod von Hausbewohnern mit übergezogenen schwarzen Handschuhen anzeigt.

Dieses immer wieder durch Romane und Erzählungen aufgewertete Gespenst wurde vom Volk mit Mitleid, noch mehr aber mit Verachtung bedacht. Als geschichtliche Ahnfrau, die in ihr erscheint, gibt die Sage bald Bertha von Rosenberg in Böhmen an, bald die schuldbeladene Gräfin Agnes von Orlamünde. Auch der Name der bulgarischen Prinzessin Kunigunde wird genannt wie auch der einer brandenburgischen Kurfürstin. Am bekanntesten ist die Geschichte der Gräfin von Orlamünde, die ihre beiden Kinder ermordete, um den Burggrafen Albrecht von Nürnberg heiraten zu können.

Die Volkssage kennt aber auch noch andere weiße Frauen, die in Burgen und Bergen gewöhnlich als verwunschene Jungfrauen wohnten und sich zuweilen bei Sonnenschein zeigten, um in Not geratene freundlich zu beschenken. Alle diese und andere Züge weisen auf die germanische Mythologie hin. Der Name Bertha deutet auf die unter mehreren Namen erscheinende Erdgöttin „Peratha" oder „Berchta", die besonders in den sogenannten zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Drei Könige ihren Umzug hielt und als Frau Holle im deutschen Märchen bekannt wurde.

Einst, so berichten die Chroniken vom Klostergut Anrode nahe Büttstedt, ging im nahen Forst eine weiße Frau um. Dieser Forst nennt sich die Hollau. Zu germanischer Zeit war hier eine Kultstätte – geweiht der Göttin Holle (= Berchta). Vielleicht ist es gar nicht abwegig, hier nach Zusammenhängen zwischen mythologischer Überlieferung und mittelalterlichem Gespensterglauben zu suchen.

Die weiße Frau von Schlotheim

Das Schlotheimer Schloß hatte einst eine Herrin, die war so ungerecht zu den Menschen, daß jeder zitterte, wenn er nur ihren Namen hörte. Einmal ließ sie eines ihrer Mädchen zu sich kommen und trug ihm auf, in der folgenden Nacht vor ihrer Tür zu wachen. Das Mädchen aber hatte den ganzen Tag hart gearbeitet und war todmüde.
Als die Glocke die Mitternachtsstunde schlug, schlief das Mädchen fest vor der Tür ihrer Herrin. Darauf schien die nur gewartet zu haben. Voll Zorn riß sie das Mädchen heftig an den Haaren und rief in einem fort: „Kannst du nicht hören, was ich dir aufgetragen habe? Du sollst wachen und nicht schlafen, du dumme Gör!"
Wie sie nun immer wieder jemanden vor ihrer Tür Wache halten hieß und ihre Launen immer schlimmer wurden, wandte sich selbst ihr Mann von ihr ab. Es kam ihr aber zu Ohren, er brächte heimlich ein fremdes Weib mit ins Schloß. Von da an begann sie, ruhelos von Zimmer zu Zimmer zu gehen. Sie durchforschte alle Winkel, vom Keller bis zum Boden, bis daß ihr Mann sie verfluchte und aufgebracht schrie: „Möchtest du doch in alle Ewigkeit keine Ruhe finden!"
So geschah es auch. Noch ärger als zuvor trieb es die Schloßherrin mit Mann und Gesinde, und als sie gestorben war, fand sie nirgends Ruhe. In einem weißen Gewand ging sie unweit vom Schloß bei den Hünengräbern um, bis daß diese Stelle so verrufen war, daß sich niemand mehr hinwagte. Verlief sich dennoch einer in diese Gegend, erschien sie ihm und klagte, er möge ihr helfen, ihre Ruhe wiederzufinden. Zuletzt war es ein alter Schäfer, der auf sie traf. Als er aber auf ihr Flehen nicht hörte, wünschte sie ihm den Tod, so daß er kurz darauf starb.
Nun sind die Hünengräber längst leer und die weiße Frau ist niemandem wieder erschienen.

Der Spuk in der Scheune

In Sollstedt lebte einmal im Haus Nummer 6 ein reicher Bauer. Einst war die Bäuerin schwer erkrankt, und der Bauer schickte des Nachts die Magd in den Bansen, einen Arm voll Holz zu holen. Der Kranken sollte Feuer gemacht werden. Als die Magd aber in die Scheune trat, erblickte sie auf einem Stein, den sie nie vorher gesehen hatte, eine weiße Frau. Zu Tode erschrocken flüchtete die Magd ins Haus zurück und holte den Bauern. Der nahm seinen Hund, und während die Magd ängstlich in der Scheunentür stehen blieb und abwartete, was weiter geschah, trat der Bauer näher. Da sah er auch die weiße Frau. Sie schaukelte sich auf dem Steine. Zornig hetzte er den Hund auf die Er-

scheinung, im gleichen Augenblick sprang die Gestalt auf das Tier, daß es tot zusammenbrach. Da flohen vor Schreck der Bauer und seine Magd ins Haus zurück und warteten ab, was weiter geschah. Doch als sich nichts tat und sie am nächsten Tag wieder vorsichtig die Scheune betraten, fanden sie nichts als den toten Hund. Die weiße Frau war verschwunden und ist auch nie wieder gekommen.

Die weiße Frau am Landgraben

Ein Sollstedter befand sich auf dem Heimweg von Kleinkeula. Bei dem Brunnen angekommen, der vor dem Landgraben steht, erblickte er hinter sich eine weiße Frauengestalt. Er glaubte, es sei die Frau des Försters, der im Turm wohnte, doch wurde er bald eines Besseren belehrt. Als er nämlich wartete, blieb auch die Gestalt stehen; ihr Schritt beschleunigte und verzögerte sich mit dem seinen. So begleitete ihn der Spuk bis an den Landgraben; dort war die Gestalt verschwunden.

Die weiße Frau im „See"

Früher stand einmal in Menteroda das Schloß einer reichen Herrschaft. Einst hatte sich einer der Schloßherren ein wunderschönes Mädchen zur Frau genommen. Da er aber roh und brutal war, wandte sich die junge Frau bald von ihm ab und nahm sich einen Liebhaber, mit dem sie sich heimlich in einem Schlößchen traf. Dieses Schlößchen stand im „See", einem nahen Wald von Menteroda.
Nun geschah es einmal, daß der Ehemann während einer Silvesterfeier die beiden Liebenden überraschte, und da er vor Wut außer sich geriet, erdolchte er beide. Danach floh er, nicht ohne vorher die beiden Toten zur ewigen Verdammnis zu verfluchen.
Seit jener Zeit aber, da der Schloßherr verschwunden blieb, ging im „See" eine Frau in weißen Gewändern um. Ruhelos trieb sie mit ihrem Geliebten umher, weil der Fluch auf ihnen haftete. Um sich aber von der Verwünschung zu befreien, verteilten sie an Arme, die in den Wald kamen, Geschenke. So fand eine arme Witwe, die nichts mehr zu essen im Hause hatte und in ihrer Not in den Wald geeilt war, einen Korb voll Lebensmittel. Ein armer Mann, der eine Schuld nicht bezahlen konnte und am nächsten Tag in den Schuldenturm geworfen werden sollte, fand einen Beutel voll Gulden. Nun kam einst ein Schneider in der Silvesternacht, genau hundert Jahre nach jener schlimmen Tat, von Mühlhausen her durch den „See". Da stand an der Stelle, wo sonst nur ein Rest Grundmauer zu sehen war, ein wunderschönes Schlößchen. Heraus trat eine schöne Frau in weißen Gewändern, ihr bleiches Ge-



sicht war schmerzentstellt. Indem der Schneider vor Schreck stehen blieb, winkte ihm die weiße Frau mit der einen Hand, hereinzukommen; in der anderen Hand hielt sie einen Beutel voll blanker Münzen. Da lief der furchtsame Schneider eilends davon, ohne sich noch einmal umzusehen. Da fing die Frau an zu schluchzen und zu klagen und sprach: „Nun sind wir verloren und keiner wird uns erlösen!"

Darauf ertönte heftiges Krachen und das Schlößchen verschwand samt der Frau, die seither niemandem wieder erschienen ist.

Die weiße Frau auf der Haineck

Einst schickte eine arme kranke Witwe ihre Tochter zum Beerensammeln in den Wald, da sie nicht arbeiten konnte und kein Bissen Brot mehr im Hause war. Das Mädchen aber fand nur ein paar Erdbeeren, die kaum den Grund ihres Töpfchens füllten. So setzte sie sich traurig ins Gras nahe der alten Burg Haineck. Plötzlich erschien vor ihr eine weiße Frau und tröstete sie, beschwor sie aber zugleich, auf den Turm der Burg zu steigen und von der Tanne, die dort stand, das herabtropfende Harz in ihrem Töpfchen aufzufangen. Der Weg sei aber gefährlich, sprach die weiße Frau. Sie solle es sich gut überlegen. Würde dem Mädchen das Vorhaben gelingen, wäre sie, die weiße Frau, aus ihrem furchtbaren Bann erlöst und die Mutter der Kleinen könnte genesen.

Das Mädchen bedachte sich nicht lange, sondern erhob sich und versuchte den Aufstieg. Fast wäre sie gleich wieder umgekehrt; denn anstatt Stufen ragten fleischlose Menschenarme aus dem Mauerwerk. Schaudernd stieg sie darüber, höher und höher. Mehrmals schwindelte ihr, so daß sie nahe daran war abzustürzen. Endlich aber gelangte sie doch auf die Höhe. Dort hielt sie ihr Töpfchen unter die Tanne und fing die herabfallenden Harztropfen auf, die nichts anderes als die Tränen der verwunschenen Frau waren.

Als sie den gräßlichen Rückweg antreten wollte, bemerkte sie plötzlich neben sich eine steinerne Wendeltreppe. Nun lief sie erleichtert zurück. Unten angekommen, war die weiße Frau verschwunden. Wie sich das Mädchen aber nochmal umschaute, erkannte sie ihre Gestalt oben auf dem Turm, erlöst von ihrem Bann. Noch einmal winkte sie dem Mädchen zu, dann zerrann sie vor deren Blicken.

Zu Hause aß die Mutter ein paar von den Beeren und wurde augenblicklich gesund. Unter den Beeren aber fanden sich etliche kostbare Perlen, die Mutter und Tochter für einen guten Preis an einen Goldschmied verkauften. So konnten sie fortan ohne Not leben.

Die weiße Frau von Mihla

Auch in Mihla hat sich die Vorstellung von der „weißen Frau“ lange Zeit erhalten. Besonders in der Kirche war sie oft zur Mitternacht zu sehen. Sie ging gewöhnlich zuerst durch das alte Schloß, eingehüllt in ein weißes Sarggewand. Jammernd lief sie durch die Korridore und verschwand wieder. Dann tauchte sie in der Kirche auf, wo sie sich tiefseufzend auf dem Ehrensitz niederließ.

Wie die Mihlaer wissen, handelt es sich um die dritte Frau eines der Herren von Harstall. Aus Hochmut und Eitelkeit trieb sie ihren Mann dazu, seinen jüngeren Bruder zu ermorden. Einst geriet sie mit ihrer Schwägerin um den Ehrensitz in der Kirche in Streit. Mehr und mehr verfeindeten sich beide Paare. Die junge Burgfrau aber hetzte ihren Gemahl solange gegen ihre Rivalen auf, bis der zum Schwert griff und seinen Bruder tötete. Zur Reue war es zu spät. Der Brudermörder wurde vom Blutgericht zum Tode verurteilt und nur der Gnade des Thüringer Landgrafen verdankte er es, daß seine Strafe in lebenslange Kerkerhaft umgewandelt ward. Seine Frau aber blieb verdammt, „umzugehen“ nach ihrem Tode und Jahr für Jahr treppauf-treppab zu wandern.

UNERNSTES AUS ALTEN ZEITEN

Während der langen Winterabende gab es in den Spinnstuben ausreichend Gelegenheit, mit Witz und Phantasie über die Schwächen der Mitmenschen zu spotten. Merkwürdige Vorkommnisse wurden ausgeschmückt und weitererzählt. Man machte sich lustig über das dumme Gehabe der Reichen und der Amtspersonen, die sich oft nur mit Schikanen bei der Durchführung ungerechter Gesetze zu helfen wußten.
Diese Geschichten wandelten sich mit der Zeit, die Personen bekamen einen anderen Namen oder der Handlungsort verschob sich. Worauf es ankam aber war, daß man sich mit herzhaftem Lachen aus den Sorgen der schweren Arbeitstage lösen konnte. So sind auch diese Sagen ein Abbild gesellschaftlicher Verhältnisse früherer Zeiten.

Woher das Gasthaus „Zum grünen Esel" seinen Namen haben soll

Südwestlich von Mühlhausen beginnt bei Eigenrieden ein breiter Graben, der das ganze ehemalige Gebiet der Reichsstadt Mühlhausen auf der nordwestlichen Seite umzieht. Dieser sogenannte Landgraben sollte die Stadt vor den Einfällen der Eichsfelder Raubritter schützen. Wie auf der Süd- und Ostseite das Gebiet der Stadt durch viele Schutztürme bewacht war, so standen auch am Landgraben sieben Warten, von denen jede die Strecke einer halben Meile zu überwachen hatte.
Bei Sollstedt aber war die Schwarzburgische Warte, bei der später der Mühlhäuser Rat ein eigenes Wachhaus errichtete. Um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts wurde es in das Gasthaus „Zum grünen Esel" umgebaut, kurze Zeit aber hieß es zunächst „Zum grünen Jäger". Damals war hier genau der Grenzpunkt von Mühlhausen, Schwarzburg und Gotha. Und da es hier keine ordentliche Gerichtszuständigkeit gab, trieb sich allerlei Gesindel herum, und kaum ein Tag verging, wo nicht im „Grünen Jäger" blutige Raufereien stattfanden. Vor allem an Sonntagen, wenn die Burschen aus der Umgebung mit ihren Mädchen zum Tanz herkamen. Gewöhnlich endeten solche Gelage mit blutigen Köpfen. Damals soll sich hier täglich auch ein Pfarrer eingefunden haben. Als einmal zwei Bauernburschen wegen eines Mädchens miteinander in Streit gerieten, mischte er sich ein. Einer der beiden war sein Paten-

junge. Mit Worten und Faustschlägen versuchte er wieder Ordnung zu schaffen, dabei handelte er sich zwei schallende Ohrfeigen ein, zugleich schrie ihm der freigebige Spender zu: „Gehört ein Pfarrer unter uns Bauern? Wart, du sollst an den grünen Jäger denken!"
„Nein", rief der Pfarrer schnell gefaßt zurück, „wenn ich dich in Zukunft erblicke, so werde ich nur an einen ‚grünen Esel' denken!"
Dieser Name ist der Warte geblieben, und als im Jahre 1795 an die Stelle des Schwarzburgischen Turms ein neues Wirtshaus gebaut wurde, gab man ihm den einstimmigen Spottnamen „Zum grünen Esel".

Wie die Ammerschen zu ihrem Spitznamen kamen

Anno 1900 ist ein Mann durchs Dorf gelaufen und hat geschrien: „Ein Bär ist in der Flur! — Helft, Leute, helft!"
Da alarmierte der Amtsvorsteher alle Einwohner, die auch sofort kamen und mit Mist- und Heugabeln bewaffnet vor's Dorf zogen. Auch die Schützengilde schloß sich an; war es doch endlich einmal eine Gelegenheit, die Büchsen wieder wirksam auszuprobieren. Inzwischen aber lief der Flurhüter zum Mühlhäuser Blobach, wo ein Mann eine Menagerie unterhielt. Ihn befragte er, ob ihm ein Bär davongelaufen sei. „Nein", sagte der Mann, aber er schickte sogleich zwei seiner Leute mit, die sich auf solche Bestien verstanden.
Da nun die Ammerschen ihre Felder durchkämmten, fanden sie tatsächlich ein zottiges Vieh, das sie unter lautem Geschrei ins Dorf trieben. Doch stellte sich da heraus, sie hatten einen Schäferhund aufgetrieben, der nach einer tüchtigen Tracht Prügel seinem Herrn entlaufen war. Wer aber den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Kaum einen Tag darauf brachte die „Mühlhäuser Zeitung" einen sensationellen Artikel über den „Ammerschen Bärenfang". Die Ammerschen behaupteten zwar, die Redakteure selbst hätten den ganzen Schwindel wegen der sommerlichen Nachrichtenflaute in Gang gesetzt und verklagten also die Zeitung. Doch erreichten sie nichts weiter und schon gar nicht, daß ihnen der Spitzname „Ammersche Bären" abgenommen wurde.

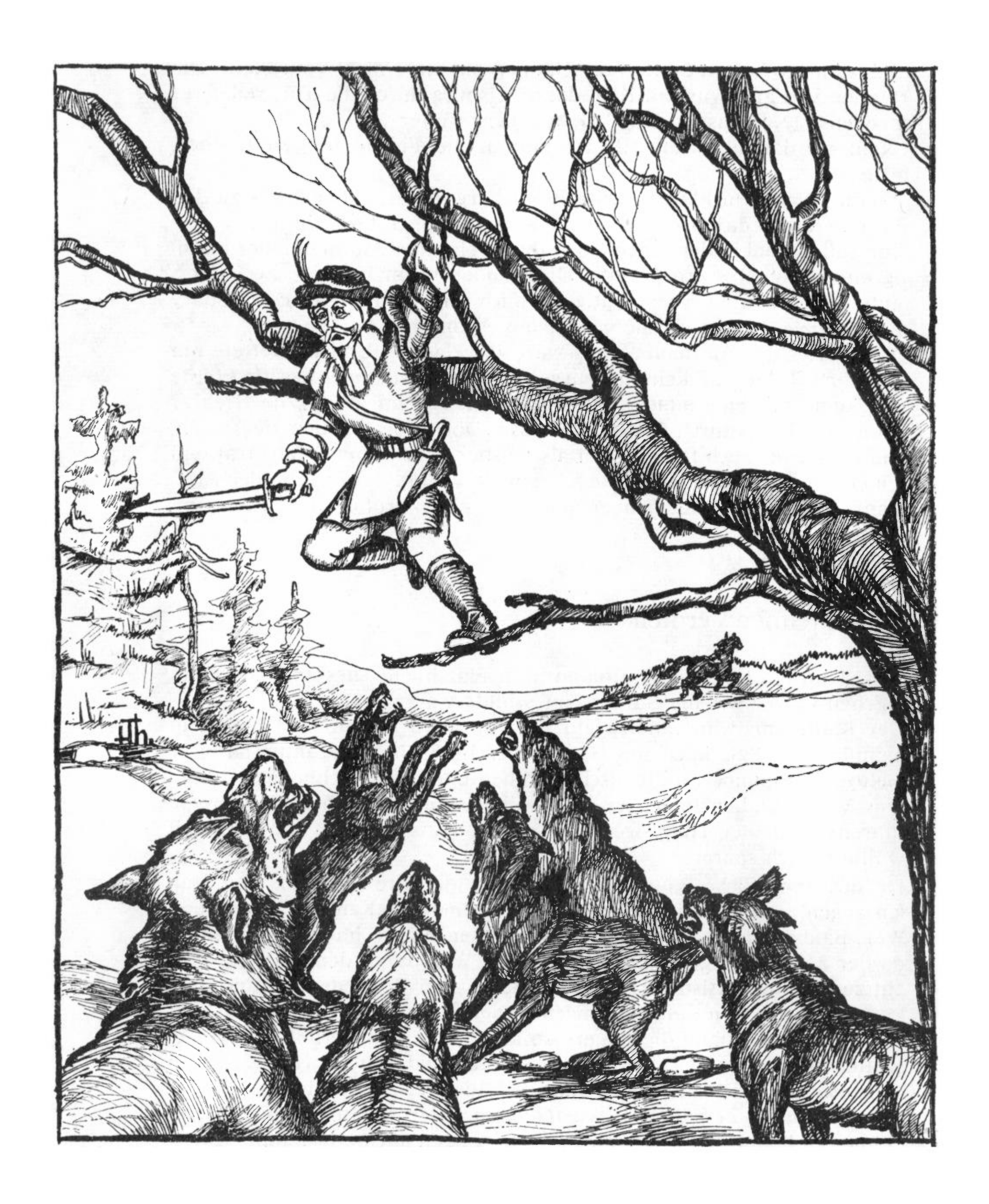
Felsburg

Vor gut hundert Jahren lebte in Ammern ein Mann namens Felsburg, der verfügte über magische Kräfte. Soweit man aber weiß, hat er damit kein großes Unheil angerichtet. Nur manchen Streich spielte er seinen Mitbürgern mit seinen Fähigkeiten. Kam ein Fuhrwerk angerollt, prompt blieben die Pferde vor seiner Haustüre stehen. Kein Fluchen

und Schlagen half, die Knechte bekamen die Tiere nicht vom Fleck. Die standen wie angewurzelt. Kam dann Felsburg durch die Tür, redete er meistens: „Na, was ist denn? Geht's nicht weiter?"
„Nein, verdammt nochmal!" schimpften die Fuhrleute. „Helft doch, bitte."
„Wenn's weiter nichts ist," grinste Felsburg, redete schnell was zu den Pferden. Siehe da: Wie von der Leine gelassen, trabten sie los.
Nun saß einmal in der Schenke ein durchreisender Amtmann, der mächtig mit seinen Rössern prahlte. Die standen vorm Fenster, zwei Fuhrleute aber meinten, so prächtig sie auch aussähen, wenn es Felsburg nicht gefiele, kämen sie nie wieder aus Ammern.
„Was?" rief der Amtmann, „das wäre ja gelacht!" Und er wettete um drei harte Taler, daß kein Felsburg ihn aufhielte; denn er besäße Pferde und keine müden Ammerschen Ackergäule. Kaum gesagt, da trieb er schon die Tiere durch Felsburgs Gasse. Doch dort blieben sie stehen, und so sehr er auch fluchte, erst als Felsburg aus seinem Haus trat und seinen Pferden was zuflüsterte, gingen sie weiter. Also zahlte der Amtmann. Zeit seines Lebens aber machte er einen großen Bogen um Ammern.

Flarchheimer Verdienste

Einst kam ein fremder Kaufmann nach Flarchheim, dessen Bauern ein bißchen klüger wie die Bürger von Schilda waren.
Der Kaufmann war nämlich ein Filz. Er warb darum, daß man ihm heimlich sein Salz über den Hainich brächte. Wie er erzählte, hatte er mehrere Gespanne im Hessischen stehen und die Flarchheimer sollten ihm Vorspanndienste leisten. Sie sollten ihn auch über Nebenwege führen; denn der Hauptweg ging am Zollhaus vorbei, und den Zoll wollte er sich sparen.
Da sich nun etliche Bauern bereit fanden und ihre Tiere aus den Ställen zogen, machten sie sich unter Anführung des Kaufmanns auf den Weg. Bald erreichten sie auch die wartenden Wagen im Hessischen und da der Mond hell genug schien, war der Weg durch den Hainich auch gut zu erkennen. Also verlief die Sache zu aller Zufriedenheit und man kam ohne Schaden auf die Langensalzaer Salzstraße. Hier jedoch entlohnte der Kaufmann die Bauern so knietschig, daß sie mit langen Gesichtern weider nach Hause ziehen mußten und sich schworen, es dem Geizkragen zurückzuzahlen, sobald sich die Gelegenheit bot.
Als nun einige Zeit danach wieder einmal der Kaufmann die Flarchheimer zu heimlicher Fahrt aufforderte, gingen auch etliche mit. Unterdessen aber versammelte sich an der Nordwestecke des Dorfes eine andere Gruppe. Die vermummte sich wie zur Fastnacht. Als die Gespanne herangerollt kamen, fiel sie über die Wagen her und raubte sie



bis zum letzten Sack aus. Die Gespannführer aber taten so, als kannten sie die Räuber nicht, vielmehr trösteten sie den erbitterten Kaufmann, beim nächsten Mal einen anderen Weg zu wählen, wo sie bestimmt von Räubern verschont blieben. Doch auch da verlief die Geschichte nicht anders. Kaum meinte der Kaufmann seine Ladung in Sicherheit zu haben, stürzte eine Schar Vermummter über die Wagen her und raubte sie leer. Da endlich begriff er den Zusammenhang. Fluchend machte er sich davon. Mit Flarchheimern hat er bestimmt keine Geschäfte wieder abgeschlossen.

Vom Dorlaer Wolfsreiter

Ein Kind guter Leute aus Dorla in Thüringen erzählt:
Im vorigen Winter ritt ich auf meinem Zelter in das benachbarte Hessen, um N. N., den Befehlshaber unseres Heeres, dienstlich aufzusuchen. Als ich aber in den Hainich komme, da stoße ich auf sieben greulich große Wölfe, die, sobald sie mich erblickt hatten, ihre Schwänze hoben und ihre flammenden und fürchterlichen Augen so auf mich warfen, daß man deutlich bemerken konnte, sie hatten sich vorgenommen, mich zu zerreißen und mit ihren Zähnen zu zermalmen. Deswegen, um mir nicht zu schaden, ergriff ich schnell den Ast einer Eiche, schwinge mich auf den Baum, und da ich sehr kriegslistig tue, fliehe und vermeide ich die gähnenden Rachen dieser Untiere. Als aber mein Reitpferd sah, daß ich schon auf der Eiche festen Fuß gefaßt hatte und mich außer Schußweite aufhielt, eilte es ebenfalls, so schnell es nur kann, meinem Vaterhause zu. Es ist jedoch schwer zu sagen, wie erschrocken meine Eltern gewesen sind, als sie mein Pferd ohne Reiter ankommen sahen. Kurz, sie erlitten fürwahr eine Ohnmacht, da sie durchaus besorgt waren, daß ich unter Räuber gefallen sei, die mich getötet hätten; so lagen sie in großem Schmerze und Jammer und ergaben sich ganz den Tränen und Klagen. Aber vernehmt den Ausgang dieses einzigartigen und einem Wunder ähnlichen Vorfalls. Als ich schon stundenlang in der Eiche gehangen hatte und die Wölfe dennoch nicht weggegangen waren, sondern übergenug gezeigt hatten, daß sie sich auf mein Haupt verschworen hatten, mich ganz und gar zu vertilgen, da bekam ich eine Gänsehaut und begann bei mir zu denken: du wirst in der Tat vor Kälte umkommen, wenn du hier noch kurze Zeit aushältst. Dabei ist es besser, irgendwie das Glück zu versuchen, als von der Kälte getötet und danach von den Wölfen aufgefressen zu werden. Was weiter? Das Glück hilft den Kühnen, ich springe vom Baum herab, entschlossen, mit dem Schwert und mit dem Dolche (denn meine Büchsen hatte ich auf meinem Pferd zurückgelassen) gegen die Ungeheuer anzugehen. Aber siehe da, ein schlechterdings göttlicher Zufall ereignet sich, daß ich vom Baum auf einen größeren und stärkeren Wolf als die anderen fiel und auf ihm

wie auf meinem Zelter zu sitzen kam. Diesen ziehe ich daher von Zeit zu Zeit an den Ohren und lenke ihn dadurch wie mit einem Zaum und stachele ihn endlich mit meinen Sporen so an, daß er, ob er wollte oder nicht, mich dahin zu tragen gezwungen war, wohin ich wollte. Die Wölfinnen folgten ihm wie ihrem Herrn und Gebieter nach Mühlhausen. Als ich in die Stadt hineingetragen war, befahl ich, die Tore hinter mir sofort zu schließen und dringe danach bis auf den Markt vor. Dorthin rufe ich die Bürger zusammen; sie stürzen von allen Seiten aus ihren Häusern mit Lanzen, Schwertern, Picken und Äxten hervor, verteilen sich in Scharen und schlagen die Wölfe bis auf den letzten nieder. Es ist aber wahrhaftig wunderbar zu sagen, wieviel Dank ich von den Vornehmsten jener Stadt und besonders der Bürgerschaft erfuhr, daß ich jene Peiniger von Menschen und Vieh zu ihnen geführt hatte, und zwar mit soviel Geistesgegenwart und in einer so seltsamen und unerhörten Art. Doch will ich mich nicht lange dabei aufhalten. Sie behielten mich einige Tage bei sich und bewirteten mich freigebig und herrlich. Weil ich aber die Wolfsfelle – die übrigens mir gehörten – ihnen überließ, gaben sie mir hundert Dukaten und entließen mich ehrenvoll. Übrigens sorgten die Ratsherren jener Stadt dafür, daß diese unsere berühmte Tat in ihre Chroniken und Jahrbücher niedergeschrieben würde, damit das Andenken daran ewig wäre und niemals stürbe.

Erklärungen

Vom wilden Jäger

1 Wilde Jagd
Als „wuotiges hèr“ erstmals im 12. Jahrhundert belegt.

2 Teufelskanzel
Höhe (418) im Hainich, unmittelbar neben dem Rennsteig bei der Struppeiche.

Teufel und Teufelsspuk

1 Sakristei
Raum in der Kirche zur Aufbewahrung kultischer Gegenstände und zum Aufenthalt des Geistlichen vor und nach gottesdienstlichen Handlungen.

Räuber

1 Großengottersche Räuberbande
Literaturforscher des 19. Jh. sind der Meinung, daß die Verbrechen der thüringischen Räuberbande seinerzeit Friedrich Schiller Anregung zu seinem Drama „Die Räuber“ gegeben haben.

Zwerge

1 Kleinod
Wert-, Schmuckstück.

2 Langulaer Bleichloch
Feuchte Niederung am Ortsausgang nach Oberdorla, südlich des Hauses Dr. Hofmann – wurde aufgefüllt.

3 Dialekt
„in hunnert Jahren muß ich noch hei stieh“ = in hundert Jahren muß ich noch hier stehen.
„lot mech derch“ = laßt mich durch.

4 Horntel
Waldstück im Nordosten von Bickenriede.

Die weiße Frau

1 Banse
Lagerraum in der Scheune beiderseits der Tenne.

Unernstes aus alten Zeiten

1 Salzstraße
sogenannte, führte von Mihla über den Hainich nach Großengottern/Langensalza. Vermutlich prähistorisch (sieben- bis achttausend Jahre alt), soll schon in der mittleren Steinzeit existiert haben.

2 Zelter
Pferd (span.-lat.); eigentlich: Auf Paßgang abgerichtetes Damenreitpferd.

Ortsregister

Überblick über alle vorkommenden Sagen eines Ortes

Quellenhinweise

Vom wilden Jäger	1	Bechstein, Ludwig; Witzschel; Busch, Otto
Teufel und Teufelsspuk	1	Görlach, Artur – Großengottern – Museum
	2	Görlach, Artur – Großengottern – Museum
	3	Busch, Otto
	4	mündlich; Busch, Otto
	5	mündlich; Busch, Otto
	6	Walter, Adolf; mündlich
Hexen	1	mündlich; Schlotheimer Chronik
Räuber	1	Thuringia; Busch, Otto
	2	Wüstefeld, Karl
	3	Wüstefeld, Karl
	4	Busch, Otto
	5	Görlach, Artur – Großengottern – Museum
	6	mündlich; Schlotheimer Chronik
Zwerge	1	mündlich; Böcking, Niederdorla – Aufzeichnungen
	2	Busch, Otto
	3	mündlich; Busch, Otto
	4	Goldmann, Liborius
	5	mündlich
	6	mündlich; Busch, Otto
	7	Walter, Adolf
	8	Walter, Adolf; Busch, Otto
	9	mündlich; Walter, Adolf; Busch, Otto
	10	Dr. Wagener; Busch, Otto
	11	Thuringia; Witzschel; Busch, Otto
	12	Dr. Brinkmann, Ernst – Aufzeichnungen
	13	Thuringia 1843; Busch, Otto
Die weiße Frau	1	mündlich
	2	mündlich; Busch, Otto
	3	Busch, Otto
	4	Busch, Otto

	5 Blätter für Gothaische Heimatskunde 1897; Busch, Otto
	6 Thuringia 1842; Busch, Otto
Unernstes aus alten Zeiten	1 Thüringen und der Harz Bd. 7; Busch, Otto
	2 Vockrodt, Karl – Ammern, Aufzeichnungen
	3 Vockrodt, Karl – Ammern, Aufzeichnungen
	4 mündlich
	5 Martin, Hans – Boruss. II

Ausführliche Angaben zum Quellennachweis sowie zusätzlich benutzte Literatur

Bechstein, Ludwig – Deutsche Sagen, Hendel-Verlag, Leipzig 1930

Busch, Otto – Nordwestthüringer Sagen, Erich-Röth-Verlag, Mühlhausen 1925/26

Demme, Hans – Sagen des Eichsfeldes, Eichsfelder Heimathefte, 1966, 6. Jahrgang

Goldmann, Liborius – Mein Eichsfeld, 1928/29

Günther, Hans – Vogteier Sagen, Pflüger, 1925, 2. Jahrgang

Koch, Ludwig – Horsmarer Sagen

Martin, Hans – Boruss. II, Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins, 1926, 43. Jahrgang

Mühlhäuser Anzeiger – verschiedene Jahrgänge

Prochaska, Walter – Eichsfelder Heimatbuch Heiligenstadt 1956

Quensel, Paul – Thüringer Sagen, Jena 1926

Röth, Erich – Sind wir Germanen? Kassel 1967

Thuringia – verschiedene Jahrgänge

Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden, Sondershausen 1841

Triebel, Lothar – Sollstedter Sagen

Walter, Adolf – Horsmarer Sagen, Pflüger, 1924, 1. Jahrgang

Witzschel – Sagen, Sitten und Gebräuche aus Thüringen, 1866/1878

Wüstefeld, Karl – Obereichsfeldischer Sagenschatz, Heiligenstadt 1920

Autoren

Für die Erkundung und Aufarbeitung aller neuerfaßten Sagen in diesem Buch, sowie für die getroffene Auswahl aus anderen Sammlungen und die getätigten Neuformungen zeichnen verantwortlich:

Im Gebiet Schlotheim – Großengottern
Renate Arndt, Holger Bickel, Heike Bodewald, Martin Schubert, Manfred Thiele

im Gebiet Hainich – Vogtei – Flarchheim – Oppershausen
Egbert Böcking, Michael Roth, Edgar Schmidt, Manfred Thiele

im Gebiet Eigenrieden – Bickenriede – Süd-Eichsfeld – Unstrut-Tal
Michael Roth, Barbara Schmidt, Edgar Schmidt, Hans-Joachim Schröter, Manfred Thiele

im Gebiet Dün – Menteroda – Keula
Eckehard Furchner, Egbert Böcking, Manfred Thiele

Alle Genannten sind Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft „Louis Fürnberg".
Renate Arndt, Studentin – Holger Bickel, Student – Egbert Böcking, Pfarrer † – Heike Bodewald, Studentin – Eckehard Furchner, Kaufmann – Michael Roth, Setzer – Barbara Schmidt, Lehrerin – Edgar Schmidt, Oberstleutnant – Hans-Joachim Schröter, Angestellter – Martin Schubert, Fernmeldetechniker – Manfred Thiele, Leiter der AG.